Traumhaus Townhouse ▮ Optimale Platzausbeute
Strom vom Acker ▮ Walhalla Kalk setzt auf Pflanzenenergie
Hier spielt die Musik ▮ Metropolregionen ziehen an

context

Das Magazin von HeidelbergCement • **Ausgabe 2** • **2008** • 4 €

Thema: Stadtlust

Wo es uns hinzieht

HEIDELBERGCEMENT

CemFlow® – der neue Zementfließestrich aus dem Fahrmischer

Planen, bauen, renovieren – mit CemFlow machen Sie alles richtig.

Fertig angemischt und kontrolliert bringen wir Ihnen den Fließestrich in bester Qualität direkt zur Baustelle, von wo er an jede gewünschte Stelle gepumpt werden kann. Mit seinen hervorragenden Fließeigenschaften lässt sich CemFlow problemlos verarbeiten und ist in der Regel schon nach 24 Stunden wieder begehbar. CemFlow ist extrem „raumstabil", d.h. es entsteht so gut wie kein Quellen oder Schwinden. Daher ist er für alle gängigen Oberflächen, insbesondere Nassräume, ideal geeignet – beste Voraussetzungen für ein prima Klima im neuen Bad.

CemFlow – Zementfließestrich von Heidelberger Beton.

www.heidelberger-beton.de

HEIDELBERGER BETON
HEIDELBERGCEMENT Group

Liebe Leserin, lieber Leser,

Städte sind wieder in. Vorbei die Zeiten, als urbane Zentren das Symbol für Lärm, Hektik, Verkehrschaos und schlechte Luft waren. Im Gegenteil: Immer mehr Menschen sehen Städte als attraktiven Wohnort an, der ihnen mehr Optionen bietet als das Leben auf der grünen Wiese.

Die neu erwachte Liebe zur Urbanität ist keineswegs ein Spleen von Trendsettern, sondern erfasst weite Teile der Bevölkerung. Zum einen sind das junge Eltern: Sie wissen ihre Kinder in den Städten meist besser versorgt, denn dort gibt es ein reichhaltiges Angebot an Schulen, Kindergärten und Betreuungsmöglichkeiten. Zudem schmilzt der Preisvorteil für das Wohnen auf dem Land immer mehr dahin; stattdessen machen die Energiekosten für das tägliche Pendeln das Leben immer teurer. Zum anderen zieht es die Senioren in die Städte, weil sie dort eine bessere Infrastruktur vorfinden. Das reicht vom kulturellen Angebot über die ärztliche Versorgung bis hin zum Gefühl, voll am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Mehr über diesen Trend, seine Ursachen und Ausprägungen lesen Sie auf den Seiten 8 bis 13.

Klar ist schon jetzt: Die neue Bewegung wird sich neue Wohnformen schaffen. Zwar steht das eigene Häuschen, möglichst innenstadtnah und in der verkehrsberuhigten Zone, noch auf Platz eins der Wunschliste. Doch daneben entwickeln sich neue reizvolle Wohnformen, die unsere Städte beleben werden – etwa Dachaufbauten oder schmale Häuser, die Lücken im Baubestand füllen. Spannend ist auch der Trend zu den sogenannten Mehrgenerationenhäusern. Zukunftsforscher sehen diese Gebäude als Modell für das Zusammenleben von Jung und Alt in den Städten der Zukunft. Welche Bautrends sich bereits abzeichnen, erfahren Sie ab Seite 14.

Für uns von HeidelbergCement bedeuten diese Veränderungen neue bau- und materialtechnische Herausforderungen, die wir gerne annehmen. Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Entwicklung, Anwendung und Technologie erarbeiten kontinuierlich kundenorientierte Lösungen, die Sie in unseren Produkten wiederfinden. Freilich wird der Trend zum Wohnen in der Stadt nur dann über die Gruppe der Gutverdienenden hinausgehen, wenn städtischer Wohnraum bezahlbar bleibt oder wird. In München hat man das erkannt: Dort werden dreißig Prozent aller neu erstellten Flächen in der Innenstadt für das Wohnen reserviert. Für Stadtplaner und Politiker in der bayerischen Landeshauptstadt ist klar: Der Wohlstand der Städte hängt auch davon ab, dass man sich das Leben dort leisten kann. Was man sich noch einfallen lässt, um dieses Ziel zu erreichen, lesen Sie ab Seite 16.

Gehen Sie mit „context“ auf Entdeckungstour durch die Stadt der Zukunft!
Viel Spaß bei der Lektüre.

Hans-Jürgen Petersen
Leiter Produktmanagement Heidelberger Beton GmbH

In Baden-Baden geht's rund: Das neue Einkaufszentrum der Stadt besteht aus zwei kreisrunden, lichtdurchfluteten Gebäuden, die durch einen begrünten Zwischenbügel miteinander verbunden werden. Sie bieten Platz für etwa 23.600 Quadratmeter Mietfläche und 800 Pkw-Stellplätze.

18

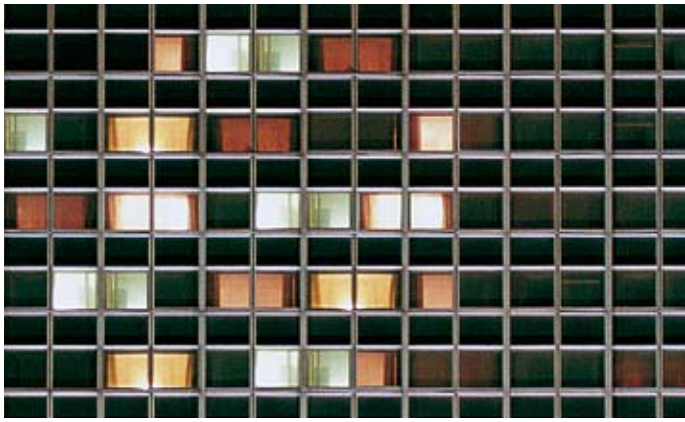
20

32

36

Thema: Stadtlust

Wo es uns hinzieht



Eine neue Liebe zur Stadt flackert in Deutschland auf. Die Menschen zieht es wieder zurück in die Zentren.

Thema

08 Dorfidylle im Zentrum
Stadt oder Land

Zurück ins Zentrum
12 **Geliebte Stadt**

Zusammenrücken in der Stadt
14 **Dazwischen, darin und darüber**

Das München-Modell
16 **Die Mischung macht's**

Freiräume nutzen
18 **Spielparadies aus Beton**

Produkte und Projekte

20 Neue Kinderklinik in Heidelberg
Farbenpracht statt Sterilität

Optimale Platzausbeute
22 **Traumhaus Townhouse**

Fichtebunker in Kreuzberg
24 **Berlin liegt ihm zu Füßen**

Arbeiten und Wohnen am Strandkai
26 **Traumhafte Aussichten**

Breidenbacher Hof in Düsseldorf
28 **Eine Legende kehrt zurück**

Markt und Umwelt

30 Tiefste CO_2-Erdwärmesonde
Energie aus dem Erdinneren

Wo es Uferschwalben hinzieht
32 **Geliebte Steilwand**

Walhalla Kalk setzt auf Pflanzenenergie
34 **Strom vom Acker**

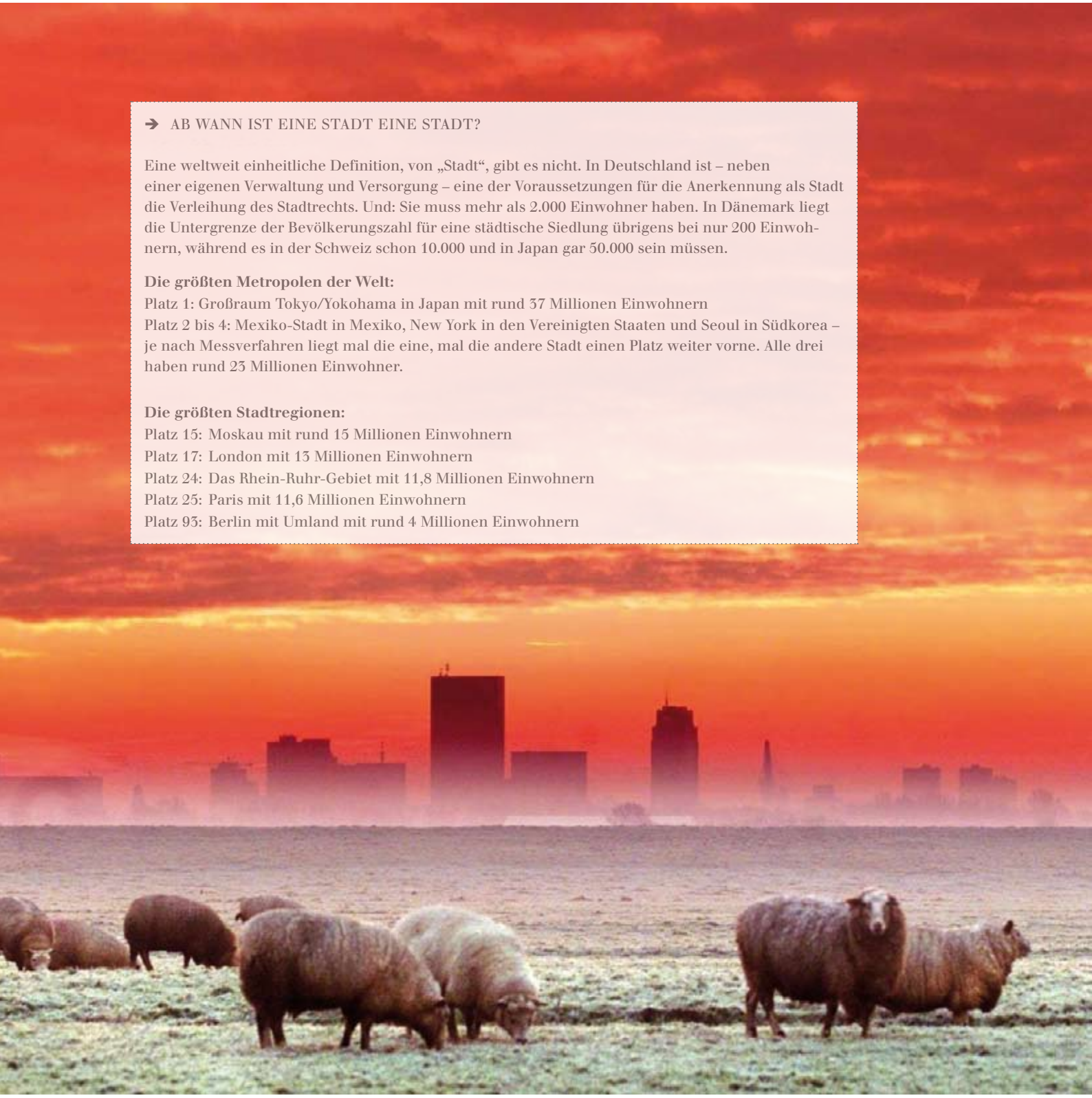
Kunden und Partner

36 Metropolregionen ziehen an
Hier spielt die Musik

Mehrgenerationenhaus
38 **Wie früher auf dem Dorf**

Service

03 Editorial
04 Panorama
06 Inhalt
39 Tipps & Termine
39 Impressum



➔ AB WANN IST EINE STADT EINE STADT?

Eine weltweit einheitliche Definition, von „Stadt“, gibt es nicht. In Deutschland ist – neben einer eigenen Verwaltung und Versorgung – eine der Voraussetzungen für die Anerkennung als Stadt die Verleihung des Stadtrechts. Und: Sie muss mehr als 2.000 Einwohner haben. In Dänemark liegt die Untergrenze der Bevölkerungszahl für eine städtische Siedlung übrigens bei nur 200 Einwohnern, während es in der Schweiz schon 10.000 und in Japan gar 50.000 sein müssen.

Die größten Metropolen der Welt:
Platz 1: Großraum Tokyo/Yokohama in Japan mit rund 37 Millionen Einwohnern
Platz 2 bis 4: Mexiko-Stadt in Mexiko, New York in den Vereinigten Staaten und Seoul in Südkorea – je nach Messverfahren liegt mal die eine, mal die andere Stadt einen Platz weiter vorne. Alle drei haben rund 23 Millionen Einwohner.

Die größten Stadtregionen:
Platz 15: Moskau mit rund 15 Millionen Einwohnern
Platz 17: London mit 13 Millionen Einwohnern
Platz 24: Das Rhein-Ruhr-Gebiet mit 11,8 Millionen Einwohnern
Platz 25: Paris mit 11,6 Millionen Einwohnern
Platz 93: Berlin mit Umland mit rund 4 Millionen Einwohnern

Stadt oder Land?

Dorfidylle im Zentrum

Typisch Land, typisch Stadt – liebgewordene Vorstellungen und Klischees verlieren immer mehr ihre Basis. Hasen hoppeln auf städtischen Grünflächen, Landeier lassen sich im ortsansässigen Tatoostudio piercen. Gute Netzwerke – egal wo – sind gefragter als coole Kneipen. Grenzen verwischen und werden gleichzeitig an anderer Stelle wieder betont, denn nur echte Vorteile können die Bewohner halten.

Verdrehte Welt: Wildschweine durchwühlen die Vorgärten Berlins, während in einem Vorort von Köln sogenannte Townhouses mit Supermarkt und allem drum und dran entstehen. Und statt der Großstadtbürgermeister sind es nun Gemeinderatsmitglieder der ländlichen Kleinstadt Leutkirch im Allgäu, die beklagen: „Unser Konto ist tatsächlich tiefrot, wenn es um Flächenverbrauch geht." Auf dem Land ist also längst nicht mehr alles heil und gut – die fortschreitende Zersiedelung zerstört den Lebensraum vieler Tiere und Pflanzen. Umgekehrt bemühen sich ausgerechnet Verwaltung und Bürger in den Städten um attraktive Grünflächen, so dass manch städtisches Biotop inzwischen mehr Artenvielfalt bietet als die vom Ackerbau geprägten Landschaften. Selbst scheue Tiere entdecken die Stadt als neuen Lebensraum. So lebt die größte Hasenpopulation Deutschlands im Rosensteinpark, mitten in Stuttgarts Zentrum.

Natürlich hat sich nicht alles ins Gegenteil verkehrt. Immer noch gibt es die vergessenen, entlegenen Dörfer, in denen die Zeit stehengeblieben scheint, die Natur intakt ist – und die Jugend auf der Suche nach Bildung, Arbeit und Freizeitvergnügen so schnell wie möglich den Ort verlässt. Deutschland ist nach wie vor ein Stadtland: Neunzig Prozent der Bevölkerung wohnen in der Stadt, wesentlich mehr als im weltweiten Durchschnitt. Und die Bevölkerung auf dem Land schrumpft weiterhin – nur mit dem Unterschied, dass dieses Negativwachstum mittlerweile auch in den Städten angekommen ist.

Denn während es die Menschen weltweit weiterhin in die Zentren zieht, veröden in Deutschland manche Städte, nicht nur im Osten, sondern auch im Westen. Damit tritt ein neues Phänomen auf: Zu-

wachs und Abwanderung sind nicht mehr typisch für das Land, die Stadt, den Osten oder den Westen Deutschlands. Die einzige allgemeingültige und weitgreifende Aussage heißt: Alles existiert gleichzeitig und nebeneinander. Schrumpfung, Stagnation und Wachstum, Abwanderung und Zuzug, Überfremdung und Vergreisung – nicht nur innerhalb einer Region, sondern sogar innerhalb einer einzigen Stadt.

Zwar ist für die Attraktivität eines Standortes noch immer ausschlaggebend, ob es gute Arbeitsplätze in der Nähe gibt, aber auch die Infrastruktur muss inzwischen stimmen – dazu gehören nicht nur Supermarkt und Kino, Theater und Museen, sondern eben auch Kindertagesstätten, gute Schulen, Grünflächen und ein intaktes soziales Wohnumfeld. Parallel dazu – oder auch als Folge davon – hat sich der Begriff der Nähe gedehnt. Mobilität ist Bestandteil des Arbeits- und auch Privatlebens. Sobald ein Flecken an öffentliche Verkehrsmittel und gut befahrbare Einfallstraßen angebunden ist, wird er zur attraktiven, weil bisher noch günstigeren Wohnalternative. So werden die Einzugsgebiete der Städte immer größer, und immer mehr ländliche Gebiete machen die Metamorphose der Verstädterung durch. Das Bild der klassischen Unterscheidung von Kernstadt und Umland verblasst: Es muss Platz machen für die Entwicklung zunehmend differenzierter stadtregionaler Netzstrukturen mit funktionaler und kleinräumlicher Arbeitsteilung. ab

➔ FORSCHUNG ZUM THEMA STADT

Einen guten Überblick über die meisten Forschungsstätten und -projekte gibt das Goethe-Institut unter *www.goethe.de/wis/fut/prj/for* in der Rubrik „Stadt/Raumentwicklung“ sowie unter *www.goethe.de/kue/arc/dos* im Dossier Stadtlandschaften. Hier gibt es zudem unter „Links“ eine weitere ausführliche Linkliste.

Weitere Forschungseinrichtungen:

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung
www.bbr.bund.de

Institut für Städtebau und Wohnungswesen
www.isw.de

Fakultät für Architektur und Stadtplanung an der Universität Stuttgart
www.architektur.uni-stuttgart.de

Lehrstuhl für Planungstheorie und Stadtentwicklung an der RWTH Aachen
www.pt.rwth-aachen.de

Seinen ersten Bienenschwarm fand Peter Pfeifle mitten in Stuttgart an einer Hauswand. Heute bietet er rund zwanzig Bienenvölkern ein Heim in der Stadt. Den begehrten „Stäffeleshonig“ aus seinem Hanggarten verkauft er auf dem Wochenmarkt.

➔ DER STADTIMKER – BIENENPARADIES IM HERZEN VON STUTTGART

Langer, grauer Rauschebart, grüne Latzhose und fester Händedruck – Peter Pfeifle ist exakt so, wie man sich einen Imker vorstellt. Das gilt allerdings nicht für sein Umfeld: Er lebt mitten in Stuttgart, ebenso wie ein Großteil seiner Bienen.

Sonnenberg, Weinsteige, Rohracker, Wangener Höhe und Fasanenhof – die Standorte von Pfeifles Bienenvölkern haben eines gemeinsam: Sie liegen in Stuttgart. Einige, wie Sonnenberg und Nagold, gehören zum Speckgürtel der sich ausbreitenden Stadt. Den begehrtesten, vollmundig süßen Honig jedoch liefert das Bienenvolk, das direkt im Zentrum, im Heusteigviertel, lebt und sammelt.

Hier hat Peter Pfeifle in der Nähe der Weinsteige ein kleines Gärtchen. Früher gehörte es zu einem der vielen Weinberge, heute ist es ein Bienenparadies. „Unser Garten ist ein Biotop“, erklärt der Imker und lacht: „Im Schwäbischen würde man ‚Schlamperwirtschaft’ dazu sagen. Aber hier finden meine Bienen einen Blütenreichtum, den sie in der Monokultur auf dem Lande nicht haben.“

Aber auch die Menschen finden in diesem Stadtviertel einen Reichtum vor, den man auf den ersten Blick nicht vermutet: „Manche ziehen aufs Land und machen einen Zaun um ihr Grundstück, sind in ihren Wohnburgen dann aber isoliert und einsam. Aber wir im Heusteigviertel – da kennt jeder jeden, und man hält auch mal ein Schwätzchen. Hier bestehen noch die alten Strukturen, wie früher auf dem Land“, schwärmt Pfeifle.

Er selbst wohnt bereits seit dreißig Jahren – fast die Hälfte seines Lebens – hier und ist längst heimisch geworden. Anfangs, als er als gelernter Sattler und Tapezierer nach Stuttgart kam, sehnte er sich noch nach seinem kleinen Dorf im Schwarzwald, aus dem er stammt. Inzwischen genießt er nicht nur die Naturoasen, die er im Zentrum gefunden hat, sondern auch die Kulturbiotope, wie das Café „Herbert‘z“ oder den „Such & Find“-Laden, die in diesem ganz besonderen Viertel gedeihen.

Geliebte Stadt

Zurück ins Zentrum

Leben in der Stadt ist in. Die Zentren ziehen wieder Menschen an – wenn sie deren Anforderungen an das neue Zuhause erfüllen können. Mehr Qualität, mehr Vielfalt, mehr Flexibilität stehen ebenso auf der Wunschliste wie das Eigenheim mit etwas Grün vor der Tür – und das Ganze zu einem bezahlbaren Preis.

Mittendrin statt ab vom Schuss heißt die neue Devise. Vor allem die gut verdienende Mittelschicht entdeckt ihre Liebe zur Stadt neu. Ein Trend, den Stadtverantwortliche begrüßen, kommt so doch wieder Leben in verödete Zentren – und Geld in die Stadtkassen. Ein Selbstläufer ist der noch zarte Trend jedoch nicht, lautet das Fazit einer Untersuchung des Bonner Bundesamts für Bauwesen und Raumordnung (BBR). Die neue Klientel aus Alt und Jung wünscht sich attraktive, flexible Wohnungen. Verschiedene Bedürfnisse müssen unter einen Hut gebracht werden.

Singles wollen mitten im Trubel sein, von kurzen Wegen und dem reichhaltigen Freizeit- und Kulturangebot profitieren. Junge Familien suchen ein Plätzchen, wo sie Kinder und Beruf leichter vereinbaren, die gute Anbindung und vorhandene Betreuungseinrichtungen nutzen können. Trotzdem brauchen sie einen Ort, wo Kinder auch einmal laut sein dürfen, und wo sie vor dem Haus oder in dessen Nähe ohne Gefahr spielen können. Die sogenannte Generation 50+ wiederum zieht die Nähe zu den jüngeren Familienangehörigen, das Kultur- und Freizeitangebot sowie die Hoffnung, auch im hohen Alter noch selbstständig leben zu können, in die Zentren.

Als Wohnform steht das eigene Häuschen nach wie vor auf Platz eins der Wunschliste vieler „Urbaniten“, für Familien am liebsten auch noch in einer verkehrsberuhigten Zone. Dass sich das Wohnen in den Häuschen auf den kleinen Parzellen dann gewöhnlich auf drei bis vier Etagen verteilt, wird in Kauf genommen. Doch architektonisch ist Individualität gefragt, und ein kleiner Garten sollte möglichst auch noch Platz finden.

> „Als besonders nachhaltig hat sich dabei das Konzept der Mischung von Wohnen, Arbeiten, Bildung, Versorgung und Freizeitgestaltung in den Stadtquartieren erwiesen.“
>
> Aus: Leipzig Charta zur nachhaltigen europäischen Stadt (24. Mai 2007).

Diesen Traum vom Wohnen in der Stadt können sich bisher allerdings nur wenige Familien erfüllen – zu hoch sind die Grundstückspreise. Eine beliebte Alternative für den kleineren Geldbeutel ist die Lösung des Hauses im Haus. Meist sind dies Zweier-Hausgemeinschaften mit gestapelten Maisonettewohnungen, bei denen die Untergeschossbewohner von einem Garten und die Bewohner des oberen Geschosses von einem großen Balkon profitieren. Ein weiterer Vorteil dieser Lösung: Jeder hat seinen eigenen Eingang.

Oft schließen sich Familien schon im Vorfeld zusammen und treten als Bauherrengemeinschaft mit ihren individuellen Wünschen an einen Architekten heran. Bis zu zwanzig Prozent der Baukosten lassen sich so gegenüber herkömmlichen Immobilien einspa-

Baugemeinschaften mit ihrer individuellen Architektur prägen das Bild des Tübinger Loretto-Viertels.

Der Stadtteil Vauban in Freiburg gilt als Vorbild für individuelles, generationenübergreifendes Wohnen in der Stadt.

ren. Ein Modell, das immer häufiger nicht nur Familien, sondern auch andere Bauinteressierte zusammenbringt.

Doch auch geräumige Wohnungen mit attraktiven Freizeitbereichen können eine gute Alternative zum Eigenheim auf der Wiese sein – wenn sie bestimmte Bedürfnisse befriedigen und die Qualität stimmt. Nicht riesige Wohnklötze, sondern kleine, überschaubare Wohneinheiten mit der richtigen Mischung aus Privatsphäre und öffentlichem Raum sind gefragt. Maximal fünf Geschosse und ein bis zwei Einheiten pro Etage sprechen die Bewohner an. „Hohe Raumhöhen, großzügige, gut abgeschirmte private Freibereiche und anspruchsvolle Gemeinschaftsflächen machen Etagenwohnungen attraktiv“, heißt es etwa in einem Kurzbericht von Weeber + Partner, Institut für Stadtplanung und Sozialforschung in Berlin und Stuttgart.

Gefragt sind auch besondere Formen des Zusammenlebens, zum Beispiel in Mehrgenerationenhäusern. Hier wohnen Alt und Jung bewusst neben- und miteinander – um vom eigenen Wohnraum ebenso zu profitieren wie von der Gemeinschaft und der gegenseitigen Unterstützung.

Nicht Einheitsbrei, sondern eine Vielfalt an Wohnungsgrößen und -typen sowie flexiblen Grundstrukturen für verschiedene Lebens- und Haushaltsformen sind daher in Zukunft gefragt – zu diesem Ergebnis kommt auch die Studie von Weeber + Partner. Allen Wohnformen gemeinsam ist der Wunsch nach sozial intakten, infrastrukturell erschlossenen Wohnquartieren mit Grünflächen – und Parkplatz vor der Tür.

Auf der anderen Seite ist das Wohnangebot in vielen Kernstädten nach wie vor knapp, gibt es Leerstand in unattraktiven Vierteln. Hier sind Vorausschauende Stadtplaner gefragt. Stadtteile müssen aufgewertet, flexible Raum- und Infrastrukturen geschaffen werden. Kein einfaches Unterfangen. Arbeiten öffentliche Hand, Unternehmen und Bewohner zusammen, stehen die Chancen auf erschwingliches und angenehmes Wohnen in der Stadt jedoch gut, Stadtviertel wie Vauban in Freiburg und Ackermannbogen in München sind vielversprechende Beispiele für eine gelungene Zusammenarbeit. ab

➔
www.bbr.bund.de
www.stadtquartiere.de
www.stuttgart-baugemeinschaften.de
www.werkstatt-stadt.de

➔ GEMEINSAM BAUEN

Leonhard Schenk ist Professor für Städtebau und Entwerfen an der Hochschule Konstanz und Partner im Architekten- und Stadtplanerbüro Lehen drei in Stuttgart. Er hat sich nicht nur als Forscher, sondern auch in der Praxis mit Baugemeinschaften auseinandergesetzt.

➔ context: Was ist das Besondere an der Arbeit mit Baugemeinschaften?

Schenk: Der Architekt hat hier zusätzlich die Rolle des Moderators und muss in der Lage sein, die unterschiedlichen Wünsche der einzelnen Bauherren zu verstehen, zu bündeln und zu einem Gesamtprojekt zusammenzubringen. Dadurch kommt einiges an Verantwortung hinzu.

➔ Sind die Architekten darauf vorbereitet?

Ich würde sagen, mit ein bisschen Erfahrung kann ein guter Architekt sich da einarbeiten. Schließlich moderiert er täglich: zwischen Ämtern, Fachplanern, Handwerkern und Bauherren. Andererseits ist es gut, wenn sich ein Architekt auf seine Leistung, das Bauen, konzentrieren kann und ein anderer die Moderation übernimmt. Ab vier bis fünf Bauherren empfiehlt sich ein Moderator. Inzwischen gibt es Baugemeinschaften, die von vorneherein von einem Moderator begleitet werden, der auch die Vertretung der Baugemeinschaft gegenüber dem Architekten übernimmt.

➔ Muss sich der Architekt auf endlose Diskussionsabende einstellen?

Der Zeitaufwand hängt stark vom Prozessmanagement ab. Es muss zielgruppenorientiert sein. In der Anfangsphase ist wichtig, möglichst schnell die wirklich Bauwilligen von den nur Interessierten zu trennen. Es gibt Moderatoren, die sagen, in zwölf Sitzungen ist das Haus fertig.

➔ Haben Baugemeinschaften Zukunft?

Ja, unbedingt. Inzwischen sind Bauherrengruppen ein gleichberechtigtes Modell zum herkömmlichen Wohnungsbau. Sie sind Normalität. Das ist ein großer Schritt. Leider haben Baugemeinschaften in prosperierenden Städten häufig keine Zugriffsmöglichkeit auf das Bauland, und die Baugemeinschaftskultur muss noch weiter wachsen.

Dazwischen, darin und darüber

Zusammenrücken in der Stadt

Wohnraum in der Stadt ist Mangelware. Dabei gibt es noch Platz: in Baulücken, auf Hausdächern, in leerstehenden Gebäuden – man muss ihn nur nutzen. Gute Ideen und aufgeschlossene Stadtplaner machen es möglich.

Wie ein visueller Juckreiz sitzen auf dem Dach eines Rotterdamer Altbaus die zwei blauen Häuschen der Familie Didden. Der freche Entwurf des Parasiten stammt von MVRDV, Rotterdam.

Goethes Ausspruch „Willst du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!“ gilt auch für die neue Stadtplanung. Nicht der Speckgürtel um die Stadt soll immer fetter, sondern das Zentrum wieder belebt werden. Platz für die Neuankömmlinge findet sich zum Beispiel auf Hausdächern. Der Vorteil: Dachaufbauten nutzen parasitengleich die Infrastruktur ihres Gebäudewirtes und hängen sich an vorhandene Systeme für Wasser- und Stromleitungen. Die Erschließungskosten sind damit marginal. Dachaufbauten sind formal eigenständig und machen sich oft unabhängig von der vorhandenen Architektur.

Ein Trend, der vor allem das Wiener Stadtbild in den vergangenen Jahren belebte. Das bisherige Ergebnis ist eine bunte, extravagante Stadt über der Stadt. Geprägt von Architekten wie Heinz Lutter, der mit verschiedenen Aufbauten zum Beispiel in der Spitalgasse 25 und der Sankt Veit Gasse 4-6 für blaue beziehungsweise lindgrüne Streitobjekte sorgte. Oder den Architekten Elke Delugan-Meissl und Roman Delugan, die mit dem inzwischen vier Jahre alten Penthouse „Ray 1“ den Stand der Technik voll ausreizten: Mit nur einer tragenden Stahlstütze im Innenraum setzten sie auf 230 Quadratmetern einen transparenten, fast schwebenden Aufbau um. Solche Parasiten spalten die Gemüter, werden heiß geliebt oder vehement verachtet, da sie den Baustil ihrer Wirte ignorieren. Andere, etwa die Luxusaufbauten von silberpfeil-architekten am Goethehof in Wien, orientieren sich zumindest formal an der historischen Dachform ihres Wirtsgebäudes.

Doch den Parasiten wird das Einnisten künftig erschwert. Noch dieses Jahr steht die Umsetzung einer europaweit gültigen Erdbebenrichtlinie an, mit der die statischen und technischen Voraussetzungen für Gebäude weiter verschärft werden. Das treibt die Kosten für Dachaufbauten in die Höhe.

Leichter haben es da Häuser, die sich zwischen vorhandene Gebäude quetschen. Sie müssen zwar mit wenig Bauland auskommen, profitieren dafür aber von der Gratis-Wärmeisolierung der Bauten zu ihrer Rechten und Linken. Schlank und rank wachsen sie in die Höhe, um doch noch ausreichend Wohnraum zu bieten. Bereits im 18. Jahrhundert entstanden so günstig kleine Häuschen, die entweder wie in Wernigerode, in Sachsen-Anhalt, als kleinstes Haus armen Handwerkerfamilien oder wie im bayerischen Amberg frisch verheirateten Paaren eine Unterkunft boten.

Neuestes facettenreiches Beispiel solch schmaler Häuser ist ein ganzes Stadtviertel inmitten von Berlin: In Friedrichswerder, zwischen Außenministerium und

Dicht an dicht stehen die Privathäuser im Berliner Stadtteil Friedrichswerder. Trotzdem bieten sie innen ausreichend Platz und Komfort. In einigen dieser Häuser spielt dabei Heidelberger Kalksandstein eine entscheidende Rolle.

Hausvogteiplatz, stellte das Planwerk Innenstadt Berlin eine Fläche von etwa 25.000 Quadratmetern für 47 sogenannte Townhouses und sieben größere Wohn- und Geschäftshäuser zur Verfügung. Die einzelnen Grundstücke wurden zu einem festgesetzten, durch einen Gutachter ermittelten Bodenwert an einzelne Privatpersonen verkauft. Auf Grundstücken von 116 bis 283 Quadratmetern mit im Schnitt 6,5 Metern Breite konnten sich die privaten Bauherren im Rahmen bestimmter Vorgaben ihren eigenen, individuellen Traum vom Eigenheim mitten im Zentrum erfüllen – inklusive kleinem Hofgarten. Fünf Geschosse plus Staffelgeschoss waren zugelassen. Kostenpunkt der Townhouses sollte zwischen 700.000 und 900.000 Euro liegen, eine Vorgabe, die allerdings bei einigen Objekten überschritten wurde. Trotzdem: Das Projekt Townhouses kommt gut an und findet auch in anderen Städten bereits Anhänger.

Eine ganz andere Art, seine Individualität auf beengtem Raum auszuleben, ist der Aus- oder Umbau vorhandener Gebäude. Kirchen, Wassertanks, Bunker, Getreidesilos, Bürogebäude – sie alle sind potenzieller Wohnraum. Aufgegeben, weil nicht mehr benötigt oder durch Neues ersetzt, bieten sie Extravaganz und Individualität für die Bewohner. Sie können völlig ausgehöhlt und neu gestaltet oder in ihrer Einmaligkeit mit entsprechend ungewöhnlichen Innenraumkonzepten genutzt werden.

Doch nicht jede Lücke muss aufgefüllt, nicht jede Brache verbaut werden. Menschen wollen auch in der Stadt nicht auf Grün verzichten. So muss manches Haus ungebaut bleiben – und stattdessen Rasen gesät und Bäume gepflanzt werden. ab

➔ www.berlin-townhouses.de
www.nrw-wohnt.de

➔ SCHLAFE LIEBER UNGEWÖHNLICH

Mit ungewöhnlichen Konzepten glänzen nicht nur Wohngebäude, sondern auch Hotels. Sie füllen nicht immer Baulücken aus, besetzen dafür jedoch begehrte Marktnischen.

Laut Guinness Buch der Rekorde ist „de Kromme Raake“ im niederländischen Eenrum das kleinste Hotel der Welt, während das Hotel „Einschlaf“ in Wolfsburg sich mit dem Titel des kleinsten Hotels in Deutschland schmückt. Während Ersteres aus einem Laden entstand und mit künstlerischem Anspruch und reichhaltigem Art-déco-Stil aufwartet, glänzt das deutsche Modell mit minimalistischem Design. Für Frischvermählte fühlen sich – auch ohne Titel – das winzige „Eh'häusl“ im bayerischen Amberg und das „Hochzeitshaus“ in Bremen zuständig.

Wahrlich klein ist das Kofferhotel in Lunzenau bei Chemnitz. Das „Kofftel“ bietet neben Etagenbetten auch sanitäre Anlagen und Frühstück. Noch etwas karger, aber eine wirklich runde Sache ist das Schlafen im Parkhotel in Ottensheim bei Linz. Eine Kanalröhre aus Beton bietet Platz für Tisch, Bett und Steckdose – und einen ganz eigenen Reiz.

www.hoteldekrommeraake.nl
www.einschlaf.de
www.ehehaeusl.de
www.hochzeitshaus-bremen.de
www.prellbock-bahnart.de
www.dasparkhotel.net

Die Mischung macht's

Das München-Modell

Der Trend zur Rückkehr in die Stadt verschärft auch auf dem Wohnungsmarkt die Konkurrenz, bei der nicht nur sozial Schwache und Familien auf der Strecke bleiben. Auch für Normalverdiener kann es schwierig sein, eine Wohnung zu finden. München praktiziert daher schon seit Jahren erfolgreich eine Politik, dank derer die Innenstadt ein Wohnort für alle bleibt.

München ist beliebt. In einem kürzlich veröffentlichten Ranking der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung nimmt die Metropole unter den deutschen Städten im Gesamtergebnis den ersten Rang ein. Der genauere Blick zeigt: Sowohl in Bezug auf technologische Power als auch bei erfolgreichen Talentschmieden besetzt München die Poleposition. Und es gibt noch eine weitere Kategorie, in der München vorne liegt: In keiner Stadt ist Wohnen so teuer. Beides hängt zusammen, wirtschaftlicher Erfolg und urbane Attraktivität treiben die Preise für Miete und Wohneigentum in die Höhe. Andererseits gefährdet es den wirtschaftlichen Erfolg der Stadt, wenn kein bezahlbarer Wohnraum zur Verfügung steht – mit der Wohnungsfrage steht und fällt die urbane Vitalität. Zudem ist der Erfolg einer Stadt mehr und mehr an eine lebendige Innenstadt geknüpft, da gerade sie es ist, die von den kreativen und den für die Wirtschaft wichtigen hochqualifizierten Arbeitskräften favorisiert wird. Der Druck steigt, denn auch in München zieht es die Menschen wieder zurück in die Stadt, und auf dem engen Markt muss die Politik dafür sorgen, dass es nicht zu sozialen Verwerfungen kommt.

Dass München dabei erfolgreich ist, hängt auch mit der vorbildlichen Wohnungspolitik zusammen, von der die Innenstadt profitiert. Seit 1996 existiert das „München-Modell", ein Förderprogramm, das sich gerade an diejenigen richtet, die sich teure Wohnungen nicht leisten können, für die aber eine andere Förderung nicht mehr infrage kommt: die Mittelschicht. Kaufpreise und Mieten der München-Modell-Wohnungen werden vom Planungsreferat festgelegt und nach Verkauf oder Vermietung überprüft. Ins Leben gerufen von der Stadtbaurätin Christiane Thalgott, wird auch von ihrer seit einem Jahr amtierenden Nachfolgerin Elisabeth Merk dieses Instrument gerade unter den Bedingungen der wirtschaftlichen Prosperität als unverzichtbar angesehen – weil es eben diese Prosperität zu sichern hilft.

Regelmäßige Marktbeobachtungen und Expertenbefragungen sorgen für eine zielgerichtete Steuerung. Sie haben beispielsweise gezeigt, dass inzwischen der Druck auf den Mietermarkt wesentlich gestiegen ist, während auf dem Eigentumsmarkt eine gewisse Sättigung eintritt. Zunächst als eine Förderung für den Eigentumserwerb konzipiert, kann mit dem München-Modell inzwischen auch das Wohnen zur Miete beispielsweise im Rahmen von Genossenschaften unterstützt werden.

„Wenn wir nicht weiter daran arbeiten, gute Kon-

Im Stadtviertel Ackermannbogen entstehen neben luxuriösen Wohnungen Apartments für Menschen mit kleinem Geldbeutel ebenso selbstverständlich wie Kindergarten, Schule und Park mit Spielplätzen und Ruhezonen.

zepte für den geförderten Wohnungsbau zu entwickeln, dann driftet die Stadtgesellschaft auseinander. Das kann man nicht wollen", fasst Stadtbaurätin Elisabeth Merk zusammen. Die Stadt achtet darauf, dass gemischte Quartiere entstehen, sowohl in Bezug auf die Nutzung als auch auf die Bewohnerschaft. Dass das in München nicht leichter ist als in anderen Städten, nennt Merk das Münchener Paradox – „dass man in einer reichen Stadt, wo die Eintrittskarte schon über den Bodenpreis so teuer ist, mit ähnlich engen Spielräumen zu tun hat wie beim anderen Extrem einer sehr schrumpfenden und finanziell eher schlecht ausgestatteten Stadt."

Leitbild ist dabei die Münchener Mischung, die dafür sorgen soll, dass weder Luxusquartiere noch Armutsghettos entstehen. Ziel ist es, alle Einkommensgruppen im Quartier zu mischen. Stets muss daher ein Teil der Projektentwicklung für geförderten Wohnungsbau zur Verfügung stehen. Die genaue Festlegung der Quoten unterscheidet sich dabei von Projekt zu Projekt. Deutlich wird dies auf den neuen Entwicklungsflächen, die durch wirtschaftliche Umstrukturierungen entstanden sind und auf denen neue innerstädtische Viertel entstehen – wie etwa im Arnulfpark entlang der Bahntrasse. Hier werden 1.000 neue Wohnungen gebaut. 1.400 weitere entstehen auf der Theresienhöhe auf dem Gelände der Alten Messe, 2.200 im Ackermannbogen, einem zwischen Innenstadt und Olympiapark gelegenen Areal. Auf der Theresienhöhe beispielsweise wurden trotz der exquisiten Lage vierzig Prozent aller Wohnungen gefördert. Davon sind 85 Prozent mit drei oder mehr Zimmern ausgestattet, der Schwerpunkt liegt auf 4- oder 5-Zimmerwohnungen, um den Familien, die es in der Innenstadt besonders schwer haben, eine Chance zu geben. Das ist schon eine Besonderheit: „Ich kenne keine große Stadt in Deutschland, die das an einer solch hochpreisigen Stelle machen würde", sagt Elisabeth Merk.

Neben der Förderung durch sozialen Wohnungsbau und das München-Modell nutzt die Stadt auch ihre Planungshoheit aus, um aus der Not des großen Drucks auf dem Markt eine Tugend zu machen. Wenn München so beliebt ist, warum soll man die Stadt dann nicht in die Pflicht nehmen? Gerade in der Innenstadt heißt dies, Wohnungen einzufordern. Politischer Konsens ist, dass dreißig Prozent aller neu erstellten Flächen dem Wohnen zu widmen sind. So entfallen bei einem der aktuellen Prestigeprojekte, dem Alten Hof, auf einer Gesamtgeschossfläche von etwa 20.000 Quadratmetern 31,5 Prozent auf das Wohnen. Mit ihrer langfristigen Orientierung sorgt die Politik dafür, dass München eine Stadt bleibt, in der man wohnen kann.

Christian Holl

➔ www.alter-hof.de
www.arnulfpark.de
www.ackermannbogen.eu

Die lange Rampe umschließt das Grundstück und bietet gleichzeitig Schutz vor der Straße sowie ausreichend Platz für Wiese und Baumbestand.

Spielparadies aus Beton

Freiräume nutzen

Der Wettbewerb hat begonnen. Städte umwerben junge, aktive Bevölkerungsgruppen. Dazu gehören vor allem Familien – und damit Kinder. Doch was viele Städte bei ihrer Planung vergessen: Kita, Schule und vor allem Freizeitangebote müssen ebenso vorhanden sein wie attraktiver Wohnraum.

Den Schulranzen in die Ecke pfeffern und raus an die frische Luft, ins Grüne. Die Bedürfnisse von Kindern sind überall gleich: Sie brauchen Freiräume zum Toben, Klettern, sich Ausprobieren. Am liebsten im Wald, auf der Wiese, im Park oder auf dem Abenteuerspielplatz. Neben dem Schwimmbad sind dies die wichtigsten Orte der Freizeit, bestätigt die zweite Dresdner Kinderstudie der Technischen Universität Dresden.

Städte, die junge Familien an sich binden wollen, müssen daher nicht nur attraktiven Wohnraum, sondern auch Grünflächen zum Spielen bieten. „Das Thema Kinder- und Familienfreundlichkeit wird für Kommunen mehr und mehr zum Standortfaktor“, weiß auch Professor Arno Sighart Schmid, Präsident der Bundesarchitektenkammer. Allerdings: „Ausgaben dafür werden selten getätigt.“

Dabei ist laut LBS Kinderbarometer 2007 das Recht auf Spiel den Kindern besonders wichtig. Es steht auf Platz 3, gleich nach dem Schutz vor Gewalt und der

Drogenprävention. Und doch ist es genau dieses Recht, das von ihrer Umgebung am dritthäufigsten missachtet wird, knapp davor liegen nur das Recht auf freie Meinungsäußerung und die Wahrung der Intimsphäre. Was viele vergessen: Gute Freizeit- und Spielmöglichkeiten sorgen für das Wohlbefinden der Kinder – und damit auch das ihrer Eltern.

„Mitspracherechte für Kinder und Jugendliche gehören zu einer kinderfreundlichen Stadt dazu. Sie sollen Einfluss nehmen können auf Dinge, die sie angehen, zum Beispiel Spielplätze, Rad- und Fußwege. Bisher geben die Erwachsenen vor, wie diese aussehen sollen", beklagt daher Arno Sighart Schmid. Anregungen und gute Vorbilder gibt es inzwischen zuhauf: Gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend bietet das Deutsche Kinderhilfswerk auf einer eigens eingerichteten Seite neben Best-Practice-Beispielen auch konkrete Anleitungen, wie Kinder und Jugendliche sinnvoll in die Stadtplanung einbezogen werden können.

Vor allem schrumpfende Städte entdecken inzwischen ihr Potenzial – ungenutzte Brachen – und setzen auf Grünflächen für Jung und Alt. So zum Beispiel der Leipziger Osten, der bereits seit Jahren daran arbeitet, vom ungeliebten Viertel zum attraktiven Wohngebiet zu werden. Neben günstigen Wohnungen und Häusern setzt die Stadtverwaltung vor allem auf die Mitbestimmung von Kindern und Jugendlichen. Diese beurteilen die Entwürfe der Landschaftsarchitekten und bringen ihre eigenen Ideen und Vorstellungen mit in die Planung ein. So ist der Leipziger Stadtteilpark „Rabet" auf 96.000 Quadratmetern nicht nur zu einer viel genutzten Grünanlage, sondern auch zu einem erfolgreichen Gemeinschaftsprojekt geworden, hinter dem die gesamte Bevölkerung steht. ab

peter.bolzmann@betonwelt.de
www.kinderbarometer.de
www.kinderstudie.de

→ EIN PLATZ FÜR KINDER

Die Berliner Kindertagesstätte in der Griechischen Allee verbindet auf ungewöhnliche Weise Beton und Spielraum. Während die Architekten von Behles & Jochimsen das vorhandene Gebäude umgestalteten, verwandelten die Landschaftsarchitekten von Topotek 1 den Außenbereich. Dennoch prägen Gelände und Gebäude gemeinsam den Ort. Ungewöhnlich an diesem Konzept ist vor allem die riesige Beton-Rampe, die am Obergeschoss des Gebäudes ansetzt. Einerseits dient sie der behindertenfreundlichen Erschließung des Gebäudes, andererseits umfasst sie das Grundstück und grenzt es kindersicher zur Straße hin ab. Landschaftsarchitekt Martin Rein-Cano von Topotek 1 erklärt das Konzept: „Leitgedanke ist die Maximierung der Freiflächen. Indem wir die Spielgeräte in die Rampenanlage an den Grundstücksgrenzen integriert haben, entsteht eine freie, mit alten Bäumen bestandene Mitte." Doch nicht nur Schaukeln, Wippe, Rutsche, Klettergerüst, Einpunktschwinger und Wasserspiele sind in die Rampe integriert. Sie bietet auch jede Menge Rückzugs- und Versteckmöglichkeiten und damit die ebenso nötigen Ruhezonen.

Wenig Ruhe fand hingegen Peter Bolzmann bei der betontechnischen Umsetzung der ungewöhnlichen Idee. Der Geschäftsführer der Betotech Berlin-Brandenburg, einem Unternehmen der HeidelbergCement AG, musste sich einiges einfallen lassen. Denn die bis zu acht Meter hohen Wände der Rampe warten mit verschiedenen Gefällen und diversen asymmetrisch angeordneten Fenstern und Gucklöchern auf, sollten jedoch mit einer festen Schalung realisiert werden. „Der Beton musste in einer Konsistenz oberer F2, unterer F3 als C 30/37 pumpfähig angeliefert werden, um die teilweise gegenläufigen Gefälle der Konstruktion abbilden zu können", erklärt Bolzmann. „Mit einer neu entwickelten Zusammensetzung unter Verwendung eines PCE-Fließmittels konnten wir die erforderlichen Konsistenzen jedoch erzeugen." Nach eingehender Bemusterung gemeinsam mit Bauleiter Roland Kettner von der ausführenden Baufirma mib Märkische Ingenieurbau GmbH lieferte die TBG Berlin-Brandenburg den Spezialbeton. Die Betonagen wurden im Contractorverfahren durchgeführt. Um auch auf den Unterseiten der Fensteröffnungen mit wenig Rütteln ein vollflächiges Betongefüge zu erhalten, wurden die Öffnungen mit KG-Rohren durchdrungen, die dann nach dem Aushärten abgesägt wurden. Bolzmann ist stolz auf die gelungene Arbeit: „Die später sandgestrahlte Fläche weist über die volle Höhe ein homogenes Betongefüge auf, es gibt keine Entmischungen und kein Bluten." Für die Kinder hingegen ist nur eines wichtig: Sie haben Spaß mit ihrem ungewöhnlichen Betonspielzeug.

Eine Rampe, eine Schalung, aber verschiedene Gefälle und asymmetrische Öffnungen – für Betontechniker eine echte Herausforderung.

Farbenpracht statt Sterilität

Neue Kinderklinik in Heidelberg

Es sind nicht nur Arbeitsplätze, das Freizeitangebot und die Kultureinrichtungen, die Familien mit kleinen Kindern vom Land in die Stadt ziehen – auch die bessere medizinische Versorgung spielt oft eine wichtige Rolle. In Heidelberg etwa wurde jüngst mit der neuen Angelika-Lautenschläger-Kinderklinik eines der modernsten Kinderkrankenhäuser in Europa eingeweiht. Es punktet nicht nur mit Effizienz, sondern bringt auch mehr Farbe in den Klinikring auf dem Neuenheimer Campus.

Das bisherige Gebäude aus den 60er Jahren genügte den aktuellen Anforderungen nicht mehr und hätte sich auch durch eine grundlegende Sanierung nicht an die medizinischen, betrieblichen und sicherheitstechnischen Erfordernisse anpassen lassen. Deshalb musste eine von Grund auf neue Kinderklinik gebaut werden. Möglich machte dies vor allem die großzügige Spende Manfred Lautenschlägers, nach dessen Frau die Klinik benannt wurde: Lautenschläger, Mitglied im Aufsichtsrat des Universitätsklinikums Heidelberg sowie im Universitätsrat, bedachte das Projekt mit einer Summe von 13,8 Millionen Euro. Die Gesamtkosten der Klinik belaufen sich auf 47,5 Millionen Euro, wobei noch rund 9 Millionen Euro für die Erstausstattung der Klinik anfallen.

Der Klinikkomplex, bestehend aus Kubus, Flachbau und Eingangspavillon, erstreckt sich inmitten einer als Park gestalteten Landschaft. Gläserne Gänge verbinden die Gebäude; Flure sowie ein Großteil des Untergeschosses werden durch natürliches Licht erhellt und lassen die in vielen Kliniken kalt wirkenden Räume erstrahlen und freundlich aussehen. Diesen Eindruck vermittelt auch die Außenfassade, eine umlaufende, geschosshohe Pfosten-Riegel-Konstruktion mit außenliegendem Sonnenschutz. In der Breite der Wartungsstege sind vor der Fassade bunte Gläser angebracht, die der Außenansicht Struktur geben, indem sie ein lebendiges Farbenspiel entstehen lassen. Insgesamt wurden im Gebäude 13.400 Kubikmeter Beton von der TBG Transportbeton Kurpfalz GmbH & Co. KG verbaut – angefangen bei den Bodenplatten über die Sauberkeitsschicht bis hin zur Haupttreppe. Wände und Decken wurden zum Teil als Sichtbetonflächen realisiert.

Auch bei der Außenanlage wurde viel Wert auf kindgerechte Gestaltung gelegt: Attraktive Spiel- und

Objektsteckbrief

Bauherr: Land Baden-Württemberg
Architekturbüro: Nickl und Partner Architekten, München
Bauunternehmen: Müller Altvatter, NL Dresden
Produkteinsatz: 13.400 m³ Beton (Betonklasse C 30/37 mit niedriger Wärmetönung und geringer Rissneigung), TBG Transportbeton Kurpfalz GmbH & Co. KG
Anforderungen: Sichtbeton, geringe Blutneigung, Konsistenzklasse F4, rissarm W/Z 0,51 - 0,55.
Betontechnische Beratung und Baustellenüberwachung: Betotech/Eppelheim
Ausführungszeitraum: Dezember 2004 bis Frühjahr 2008
Baukosten: 47,5 Mio. Euro
Gesamtkosten: 56,6 Mio. Euro
Nutzfläche: 7.660 m²

Wartezonen sollen den kleinen Patienten die Zeit in der Klinik so angenehm wie möglich machen. Kinderbetreuung und Ambulanzen befinden sich im Erdgeschoss, die Pflege- und Dialysestationen sind in den drei darüberliegenden Ebenen untergebracht.

In dem Neubau stehen auf einer Fläche von 7.660 Quadratmetern unter anderem 20 Intensiv-, 70 Normal- und 30 Tagespflegeplätze bereit. Auch Funktionsdiagnostik, Endoskopie, Forschungslabore und Ambulanzen finden hier ihren Platz. Geplant hat das Gebäude das Architekturbüro Nickl und Partner, das auf medizinische Einrichtungen und Forschungsinstitute spezialisiert ist.

Nach den dreijährigen Bauarbeiten wurde die neue Kinderklinik am 31. März 2008 feierlich eingeweiht. Die zukünftige Universitäts-Frauenklinik wird sich später einen Eingangsbereich mit dem Kinderkrankenhaus teilen, was dann auch die Einrichtung eines Mutter-Kind-Zentrums ermöglicht. Nadine Fattor

eugen.zilow@med.uni-heidelberg.de
www.klinikum.uni-heidelberg.de

VON WEGEN GRAU IN GRAU

Nach der Eröffnung der Kinderklinik rechnet diese mit insgesamt 170.000 ambulanten Fällen im Jahr. Aus diesem Grund ist jeder Zentimeter bis aufs Detail genau geplant und umgesetzt. Aber auch auf Kinderfreundlichkeit wurde geachtet. Ob es um die vielen Innenhöfe mit den ausgefallenen Lichtkugeln geht oder um die bunt bemalten Sichtbetonflächen im Treppenhaus, alles ist auf die Bedürfnisse der kleinen Patienten zugeschnitten. Neben der bunten Außenfassade finden sich auch im Inneren des Gebäudes immer wieder frische Farbakzente. „Wir haben bei dieser Klinik besonders viel Wert darauf gelegt, dass nicht alles grau in grau erscheint“, erklärt Dr. Eugen Zilow, Kinderarzt und Mitglied der Planungsgruppe Medizin des Universitätsklinikums. Aber die Farben sind nicht nur schön fürs Auge, sondern bringen auch Struktur in das Gebäude. So erkennt man die Aufzüge sofort an ihrem auffallenden Bauhausblau. Zum leichteren Finden der einzelnen Patientenzimmer ist an den Außenseiten der gleiche Farbakzent gesetzt wie an den Schränken im Inneren der Räume. Besonders stolz präsentiert Dr. Zilow das große Waschbecken in den Badezimmern, das zugleich auch als Babybadewanne genutzt werden kann und das er selbst entworfen hat.

Vor allem standen aber das menschliche Miteinander und Zusammenleben im Mittelpunkt. Besonders wichtig war für die Klinikverantwortlichen der Bau der 16 Elternappartements, die wie kleine Motelzimmer konzipiert wurden, und die Einrichtung einer Geschwisterbetreuung. Die kostenlosen Zimmer sind für Eltern von Langzeitpatienten gedacht und sollen den Aufenthalt für beide Seiten leichter machen. Die Idee des Eltern-Kind-Konzepts: beide Seiten zu entlasten, um sich so besser gegenseitig Kraft geben und unterstützen zu können. Auch auf den einzelnen Etagen der Kinderklinik helfen Elternaufenthaltsräume mit integrierten Küchen, die Situation zu erleichtern. Diese wurden von den Rhein-Neckar-Werkstätten angefertigt, die Menschen mit Behinderungen beschäftigen und fördern.

Traumhaus Townhouse

Optimale Platzausbeute

Ein Hauch von Great Britain weht durch die Straßen Berlins. Nach englischem Vorbild drängen sich gegenüber dem Volkspark Friedrichshain Reihen weißer schmaler Häuser aneinander. Durchdachte Grundrissplanung und Kalksandstein sorgen dennoch für ausreichend Platz in den „Prenzlauer Gärten".

Dicht an dicht stehen die Häuser Spalier. In klarem Weiß strahlen ihre Fassaden, kontrastiert durch schmiedeeiserne Balkongitter und Zäune, schwarz lackierte Hauseingangs- und Garagentüren. Rote Sonnenschutzmarkisen erzeugen ein lebendiges Spiel auf der Fassade. Ebenso klar in Form und Farbe geben sich die rhythmisch gegliederten Vorgärten mit immergrünen Pflanzen. Die schlichte Architektur erinnert an den Stil der von Inigo Jones im England des 17. Jahrhunderts erbauten Stadthäuser in Covent Garden. Nicht von ungefähr, ließ sich doch der Architekt Stephan Höhne für seine Berliner Townhouses von dem Briten inspirieren.

Auf etwa 15.500 Quadratmetern Fläche realisierte er 4 Torhäuser mit 49 Apartments sowie 61 Townhouses – Garten und eigene Garage im Souterrain inklusive. Die Häuser verfügen trotz nur 60 Quadratmetern Grundfläche über 119 bis 283 Quadratmeter Wohnfläche. Und sie glänzen mit viel Platz: Bei einer überdurchschnittlichen Raumhöhe verteilen sich selbst in der kleinsten Variante auf drei Wohngeschosse ein Wohn- und Essbereich, drei Schlafzimmer, zwei Bäder und ein WC. Im größten Reihenhaus sind es, auf vier Geschosse verteilt, neben Wohn- und Essbereich immerhin fünf bis sechs Schlafzimmer sowie zwei bis drei Bäder.

Alle Häuser verfügen über mindestens zwei Terrassen und/oder Balkone sowie einen eigenen Patiogarten, der den Wunsch nach Grün erfüllt. Stand das spanische Wort „Patio" ursprünglich für den Innenhof eines Wohnhauses, bilden die Patiogärten der Townhouses ein privates Refugium, das laut Prenzlauer Gärten Grundbesitz AG als idyllischer Pflanzengarten, mediterrane Terrasse oder kontemplativer Hof mit Wasserfläche gestaltet werden kann. Die von

Auf etwa 15.500 Quadratmetern Fläche bleibt zwischen den 4 Torhäusern und 61 Townhouses noch Platz für Grün.

schlanken Mauern umfassten Gärten werden über die Terrasse an der Rückseite des Hauses betreten. Fenstertüren auf dieser Seite erweitern den Wohnraum nach außen.

Und es gibt noch mehr Natur: Die Townhouses profitieren nicht nur von der Nähe des Volksparks Friedrichshain, inmitten der Anlage wird zusätzlich noch der „Schweizer Garten" für die Bewohner als attraktive Gemeinschafts-Grünfläche gestaltet. Er soll einen Kirschbaumhain umfassen, Pergolen, ein Wasserbecken mit Fontänen, Kinderspielflächen und einen Platz mit Holzsesseln unter schattenspendenden Bäumen.

Das Konzept mit dem britischen Flair kommt an. Die meisten Häuser sind bereits verkauft. Kein Wunder: Privat- und Arbeitsleben lassen sich hier, mitten in Berlin, gut miteinander verbinden und mit dem reichhaltigen Kultur- und Freizeitangebot würzen. ab

Objektsteckbrief

Bauherr: Prenzlauer Gärten Grundbesitz AG

Planung, Entwurf und Ausführung: Stephan Höhne Architekten BDA, Berlin; Projektleiter: A. J. Pithis

Projektentwicklung/Vertriebssteuerung: ARTPROJEKT Entwicklung und Marketing GmbH, Berlin

Baurechtskoordination: Urbanspaces Development Ltd., Berlin

Projektsteuerung/Objektüberwachung: IGS Ingenieurgesellschaft für Baubetrieb Berlin mbH, Berlin

Generalunternehmer: Mecklenburger Hochbau GmbH & Co. KG, NL Rostock

Fachingenieure:
Statik:
Frankenstein Consult GmbH, Berlin
Haustechnik:
Energum GmbH, Berlin
Bauphysik:
Bau-Plan-Consult mbH, Berlin
Landschaftsarchitekten:
WES & Partner Landschaftsarchitekten, Hamburg
Verkehrsplaner:
GIVT Ges. für innovative Verkehrstechnologien mbH, Berlin

christian.landes@heidelbergcement.com
www.prenzlauer-gaerten.de
www.heidelberger-kalksandstein.de

➔ RAUMWUNDER KALKSANDSTEIN

Wer wenig Grundfläche zur Verfügung hat, will nicht unnötig Raum verschwenden. Bei gestapelter Bauweise fallen rund zwanzig Prozent der Fläche allein für die Treppen von einem Stockwerk in das nächste weg. Daher erfordert wenig Grundfläche schlanke Wandkonstruktionen. Trotzdem muss vor allem der Schallschutz bei dieser engen Bauweise gewährleistet sein – schließlich möchten die Bewohner auch akustisch ihre Privatsphäre bewahren.

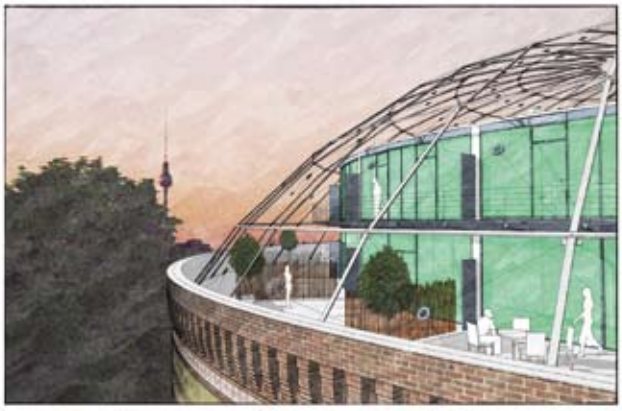
Kalksandstein ist hier die optimale Lösung. Bei den Berliner Townhouses „Prenzlauer Gärten" wurden sämtliche tragenden Außen- und Innenwände in Kalksand-Vollsteinen ausgeführt. Die Haustrennwände konnten als zweischalige Konstruktion aus nur 2 x 11,5 Zentimeter dicken Kalksandsteinwänden realisiert werden. Aufgrund der hohen Steinrohdichte von 2,2 Kilogramm pro Kubikdezimeter erfüllen die Wände sogar die Anforderungen für den erhöhten Schallschutz. Auch die nicht tragenden Innenwände mit einer Dicke von zehn Zentimetern wurden aus Schallschutzgründen in Kalksandstein erstellt. Sämtliche Kalksandsteinwände erfüllen die Feuerwiderstandsklasse F 90-A, sind somit nicht brennbar und bleiben im Brandfall mindestens neunzig Minuten standsicher. Das gibt den Nutzern Sicherheit und Geborgenheit.

Eine spannende Mischung aus Geschichte und Zukunft: Auf dem Dach des unter Denkmalschutz stehenden Fichtebunkers in Berlin-Kreuzberg entstehen tortenförmig geschnittene Einfamilienhäuser – inklusive Premiumblick über die Stadt.

Berlin liegt ihm zu Füßen

Fichtebunker in Kreuzberg

Seit mehr als 120 Jahren prägt der Fichtebunker das Bild von Berlin-Kreuzberg. Von außen erscheint er noch fast unverändert. Doch hoch oben tut sich etwas: Unter der markanten Stahlkuppel des Bunkerdachs entstehen 12 Luxushäuser mit Premiumblick.



Der Fichtebunker ist der älteste und inzwischen einzige Steingasometer der Stadt. Er steht wie nur wenige Bauten in Berlin für die spannende Geschichte der deutschen Hauptstadt: Erst technisches Wunderwerk, später Obdachlosenasyl und dann städtisches Vorratslager, unter anderem für Apfelmuskonserven. Im Zweiten Weltkrieg fungierte der Koloss aus Stahl und Beton als einer der größten Luftschutzbunker Berlins.

Jetzt entstehen auf dem Dach des unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes tortenförmig geschnittene Einfamilienhäuser – sogenannte Circlehouses mit gebogenen Wänden, eigenem Garten und fantas-

tischem Blick über die Stadt. Entworfen wurden sie von dem Architekten Paul Ingenbleek aus Berlin. Ingenbleek will den Fichtebunker in eine der schönsten Wohnadressen der Stadt verwandeln und – in Kooperation mit dem Verein „Berliner Unterwelten" – Teile des geheimnisumwitterten Inneren öffentlich zugänglich machen. Das sei „eine spannende Mischung aus Geschichte und Zukunft", findet der Architekt.

Die zwölf Circlehouses verfügen über Wohnflächen zwischen 160 und 250 Quadratmetern, die Gärten haben 70 bis 100 Quadratmeter. „Es gibt verschiedene Grundrisstypen, wobei die Häuser stets symmetrisch zur Gitterstruktur der Kuppel geplant sind", sagt Stefan Hirsch, geschäftsführender Gesellschafter der ausführenden Baufirma Hirsch und Lorenz Ingenieurbau, einem jungen Unternehmen, das sich speziell im Berlin-Brandenburger Raum einen Namen mit Ingenieurbau-Projekten gemacht hat. Alle Häuser sind deshalb in Trichterform gebaut, bei der auch innen die Wände leicht gerundet sind. Zudem befinden sich die Gebäude in der gleichen Höhe wie ein normales Dachgeschoss. Von unten sind sie trotzdem kaum sichtbar, da sie leicht zurückgesetzt gebaut werden. „Im Herbst dieses Jahres sollen die Häuser auf dem Bunker bezugsfertig sein", so Hirsch.

Neben dem Bunker entsteht außerdem ein Neubau mit zwölf Wohnungen. Für das freistehende „Lofthouse" peilen die Investoren, die sich alles zusammen rund zwölf Millionen Euro kosten lassen, im April den Baubeginn an. Voraussichtlich im Frühjahr 2009 können auch hier die ersten Käufer einziehen.
Das Panorama auf dem Bunker ist atemberaubend: „Ganz Berlin kann man von dort sehen – je nach Lage der Wohnung das Stadtzentrum, Berlins historische Kirchen oder das Grün der Stadtparks", sagt Ingo Vollbrecht, verantwortlicher Vertriebsmitarbeiter bei der Heidelberger Beton GmbH, die den Beton für Wände, Bodenplatten und Decken liefert. Ein Gefühl von Weite soll sich dank verglaster Außenfronten auch im Inneren der Häuser einstellen. Da das Bunkerinnere nicht angetastet werden soll, wird ein separater Aufzugsturm gebaut, der durch eine Brücke mit dem Bunkerdach verbunden sein soll – „wie bei einer alten Ritterburg", so Vollbrecht. Doch für die Ritter der Gegenwart wird es nicht gerade billig: Bei einem Quadratmeterpreis von 2.950 Euro zahlen Interessenten für ein Haus zwischen 472.000 und 737.500 Euro. Das schreckt jedoch offensichtlich nicht ab: elf der zwölf Häuser sind bereits verkauft. ceck

➔ www.berliner-unterwelten.de
www.hirsch-lorenz.de
www.office33.de/ingenbleek

Heikle Baustellenlogistik: Die Betonlieferung für die Baustelle erfolgt in 25 Metern Höhe durch die denkmalgeschützte Stahlkuppel hindurch.

Objektsteckbrief

Projektentwicklung: speicherWERK GmbH, Berlin

Generalplaner: massWERK GmbH, Berlin

Architekten: Paul Ingenbleek, Michael Ernst, Berlin

Statik: Neubauer & Ernst, Berlin

Bauausführung: Hirsch und Lorenz Ingenieurbau GmbH, Berlin

Beton Circlehouses + Lofthouse: TBG Transportbeton Berlin-Brandenburg GmbH & Co. KG

➔ VOM GASOMETER ZUM LUFTSCHUTZBUNKER

Der Fichtebunker ist mit einem Durchmesser von 56 Metern und einer Höhe von 21 Metern nicht nur riesig, sondern auch alt. Er blickt auf eine wechselhafte Vergangenheit: Entstanden 1876 als zweiter von vier Gasometern für die Versorgung der Straßenlaternen gilt seine Form als Besonderheit, da sie einem Entwurf des preußischen Baumeisters Karl Friedrich Schinkel für eine Rundkirche entlehnt ist. Überspannt wird der Bunker von einer so genannten Schwedlerkuppel, einem gewölbten filigranen Eisengerüst aus 32 radialen Sparren mit kreuzweise diagonal laufenden Zugstangen, das ursprünglich von Johann Wilhelm Schwedler (1823 – 1894) entworfen wurde. Das Besondere: Die Kuppel wurde bereits am Boden montiert und mitsamt dem Mauerwerk in die Höhe gezogen.

Ende 1940 wurde der Gasometer zum Bunker umgebaut. Hierzu wurden eine Außenmauer entfernt und fünf Ausgänge sowie mehrere Anbauten angefügt. Die neue Außenwand wurde mit knapp zwei Meter dickem Stahlbeton ausgekleidet, außerdem wurde ein Stahlbeton-Dach von drei Metern Dicke aufgegossen. Im Inneren baute man sechs Stockwerke von je 2,60 Metern Höhe. Gedacht war der Bunker für 6.000 Menschen, bei einem Luftangriff im Februar 1945 sollen jedoch sogar rund 30.000 dort Schutz gesucht haben. Nach dem Krieg war der Bunker Altenheim, Jugendarrestanstalt und Obdachlosenasyl. Von 1963 bis 1990 lagerten dort Teile der Senatsreserven.

Der Liegenschaftsfonds hat den lange als unverkäuflich geltenden Bunker im September 2006 an die Projektentwicklung speicherWERK Wohnbau GmbH verkauft. Sie realisiert nun die Circlehouses sowie das Lofthouse. Der Bunker selbst soll saniert und für Führungen geöffnet werden.

Traumhafte Aussichten

Arbeiten und Wohnen am Strandkai

Wasser, Park und Stadt – der Strandkai in der Hamburger HafenCity erfüllt gleich drei Wünsche auf einmal. Hier entstehen die zukünftige Unilever-Zentrale und der Marco Polo Tower. Zwei Gebäude, die das Konzept der HafenCity repräsentieren: Arbeiten, Wohnen, Freizeit, Handel und Kultur in exklusiver Lage zusammenzubringen.

Der Ausblick wird herrlich sein: Auf der einen Seite glänzt das Wasser der Elbe, auf der anderen breitet sich die Hamburger Innenstadt vor dem Betrachter aus – egal, ob er nun an einem Schreibtisch in der Deutschlandzentrale des Unternehmens Unilever oder am Fenster einer Wohnung des Marco Polo Towers sitzt. Die Entwürfe des Büros Behnisch Architekten sind vielversprechend. Sie machten das Rennen im vom Bauherrn Hochtief Projektentwicklung ausgelobten Architektenwettbewerb und glänzen mit ansprechender Architektur, ressourcenschonender Haustechnik sowie exklusivem Komfort.

Noch sind die Bauarbeiten in vollem Gang und man braucht Vorstellungskraft, um die Unilever-Zentrale windschnittig und elegant am Strandkai liegen zu sehen. Ihre bis zu sieben Geschosse werden der für den Hafen typischen steifen Brise wenig Angriffsfläche bieten. Zudem wird der Bau aus Beton und Glas innen wie außen die Heizungs- und Klimaanlage unterstützen: Das Grundwasser soll genutzt werden, um im Sommer die Kühllast abzudecken und im Winter den Heizbedarf zu ergänzen. Dadurch fallen störende Kühltürme oder ähnliche Anlagen weg, die auf dem Dach des Gebäudes hätten platziert werden müssen.

Objektsteckbrief

Bauherr:
Hochtief Projektentwicklung, Essen

Architekt:
Behnisch Architekten, Stuttgart

Objektüberwachung:
360° Architekten, Berlin

Transportbeton:
TBH Transportbeton Hamburg GmbH & Co. KG

Bauende: 2009 – 2010

60 Meter hoch wird der Marco Polo Tower wie eine Skulptur in die Höhe ragen und die Stadtsilhouette prägen. Etwa 7.000 Kubikmeter Beton werden in dem Gebäude verbaut.

Noch ist die Unilever-Zentrale nur eine Baustelle. 25.000 Kubikmeter Beton der TBH Transportbeton Hamburg GmbH & Co. KG werden hier verbaut, bis das Gebäude 2009 seine Pforten öffnet.

Gleichzeitig glänzt die Unilever-Zentrale im Inneren mit einem berauschenden Gefühl der Weite. Das großzügige, lichtdurchflutete Atrium im Eingangsbereich wird sich über alle Geschosse erstrecken. Wie Äste eines Baums durchkreuzen Stege den Raum und verbinden die unterschiedlichen Etagen miteinander. Zahlreiche Grünpflanzen sollen für eine gute Luftqualität sorgen. Um das Sonnenlicht optimal zu nutzen, ohne jedoch unter sommerlicher Hitze zu leiden, planen die Architekten eine zweischichtige Fassade: Vor die eigentliche Klimahülle, eine Isolierverglasung mit hoch gedämmten geschlossenen Brüstungsbereichen, wird eine transparente Folie gespannt, die die Sonnenschutzlamellen vor Windeinflüssen schützt. Eine natürliche Fensterlüftung zur Unterstützung des Systems wird zusätzlich möglich sein.

Ähnlich ökologisch ist auch der Marco Polo Tower, auf der Landzunge des Strandkais geplant. Er wird harmonisch neben der Unilever-Zentrale stehen und sich wie eine Skulptur etwa sechzig Meter gen Himmel recken. Seine 16 leicht zueinander gedrehten Geschosse treten mit wachsender Höhe unterschiedlich heraus und werden so für die optimale Mischung aus Privatsphäre und freiem Ausblick für die 58 Wohnungen sorgen. Die Luxusappartments des Turms entwickelten Behnisch Architekten auf den frei geformten Ebenen als „Villentypus" – großzügige Terrassen inklusive. Ihre Fassaden zeichnen sich als streng kubische Form nach außen ab und geben dem Gebäude seinen individuellen Charakter.

Doch die Fassade wird noch weitere Funktionen erfüllen: Durch ihre umlaufenden Balkone und dem damit verbundenen Rücksprung der Wärmeschutzfassade wird sie natürliche Verschattung bieten. Zudem können dank der Fähigkeit des Betons, Wärme zu speichern, 40 bis 45 Prozent der geschlossenen Wandflächen der Innenfassade als thermische Speichermasse genutzt werden. Sie werden winters wie sommers für ein angenehmes Raumklima sorgen. Zusätzlich sollen Sonnenkollektoren auf der Dachfläche ressourcenschonend Kühlung bringen. Damit liefern Behnisch Architekten ein überzeugendes Konzept für ein Niedrigenergie-Hochhaus ab, das zusammen mit der Unilever-Zentrale eine wichtige, gut sichtbare Landmarke am Hamburger Strandkai bilden wird – exquisite Lage inklusive. ab

nils.hilbert@heidelberger-beton.de
axel.petzinna@heidelberger-beton.de
www.hafencity.de

➔ EIN NEUES STÜCK STADT

Mit der HafenCity bekommt Hamburg einen ganz neuen, eigenen Stadtteil. Auf einer Fläche von 155 Hektar entsteht in dem ehemaligen Hafenviertel neuer Innenstadtraum mit einer bewussten Nutzungsmischung aus Wohnen, Büro, Freizeit, Einzelhandel und Kultur. Das derzeit größte innerstädtische Stadtentwicklungsprojekt Europas wird erst in zwanzig Jahren vollkommen fertiggestellt sein und die heutige Hamburger Innenstadt um volle vierzig Prozent erweitern. Insgesamt sollen auf 1,8 bis 2 Millionen Quadratmetern Bruttogeschossfläche 5.500 Wohnungen für etwa 12.000 Menschen sowie Büro- und Dienstleistungsflächen für über 40.000 Arbeitsplätze entstehen. Des Weiteren sind Flächen für Einzelhandel, Gastronomie sowie Kultur- und Freizeiteinrichtungen mit eingeplant. Seit dem 1. März 2008 setzt sich der Stadtteil HafenCity offiziell aus Gebieten der Stadtteile Altstadt, Klostertor und Rothenburgsort zusammen.

Eine Legende kehrt zurück

Breidenbacher Hof in Düsseldorf

Jede Stadt, die etwas auf sich hält, braucht Luxushotels. Das gilt auch für Düsseldorf, wo seit kurzem ein besonders exklusives Exemplar in neuem Glanz erstrahlt: Das Traditionshotel Breidenbacher Hof wurde nach dem Abriss des alten Gebäudes in rund drei Jahren neu errichtet. Vor wenigen Tagen feierte das Fünf-Sterne-Plus-Hotel Neueröffnung.

Die erste Buchung über das Internet kam aus New York – und das schon vor Monaten. Ein amerikanischer Geschäftsmann mit dem Nachnamen King möchte hier übernachten. Ein gutes Omen für den neuen Breidenbacher Hof, denn in dem Grandhotel hatte sich auch während der früheren Glanzjahre manch gekröntes Haupt zur Ruhe gebettet. Zar Alexander II. von Russland und König Juan Carlos von Spanien gehörten ebenso zu den Gästen wie internationale Stars und Wirtschaftsgrößen.

Noch vor kurzem waren das dunkle Edelholzparkett, die Marmorstufen und die hochwertigen Teppiche auf den Fluren mit Schutzplanen bedeckt. Denn erst vor wenigen Tagen wurde das Anfang des 19. Jahrhunderts für die Reichen und Mächtigen erbaute Traditionshaus neu eröffnet, nachdem es vor mehr als acht Jahren – damals stark sanierungsbedürftig – samt renommiertem Restaurant seine Pforten schließen musste.

Pläne, das Gebäude zu renovieren, scheiterten zunächst, da die Bausubstanz nicht mehr zu erhalten war. Was blieb, war ein riesiger Schandfleck auf der edlen Flaniermeile „Kö“. 2004 entschlossen sich die Investoren dann jedoch, den einstigen Prachtbau ab-

zureißen und das Hotel neu aufzubauen. Rund drei Jahre wurde gebaut, und dabei eine Summe von insgesamt circa 100 Millionen Euro investiert.

Das neue Hotel ist – bis auf wenige Zwischenwände – eine Konstruktion aus etwa 13.000 Kubikmetern Beton. Rund 20.000 Tonnen Abraum des alten Gebäudes mussten entfernt werden, bevor auf dem knapp 3.000 Quadratmeter großen, L-förmigen Grundstück alles für den Neubau bereit war. Bei den Ausschachtungsarbeiten wurden Teile der alten Stadtbefestigung gefunden. Diese Originalmauer soll in Absprache mit der Stadt Düsseldorf vor der Einkaufspassage im Untergeschoss des Neubaus teilweise wiederaufgebaut werden.

Das neunstöckige Gebäude lehnt sich in seinem Äußeren stark an die alte Fassade an. Mit 79 Zimmern und 16 Suiten wird der neue Breidenbacher Hof aber etwas kleiner ausfallen als das Vorgängergebäude. Zusätzlich warten 18 Eigentumswohnungen mit Flächen zwischen 70 und 340 Quadratmetern auf den Einzug wohlhabender Besitzer, die bei Bedarf an den Hotel-Service angeschlossen werden können. Zum Komplex gehören außerdem Einzelhandelsflächen, Büroeinheiten sowie eine Tiefgarage.

Die Besonderheit des Neubaus: Die Immobilie entstand in sogenannter Deckelbauweise, in der ein Gebäude parallel nach unten und nach oben wächst. Im Fall des Breidenbacher Hofs, der in der Nähe des Rheinufers liegt, war diese Bauweise notwendig – als Sicherung gegen das Aufschwimmen bei steigendem Grundwasserstand und zur Versteifung der Baugrube. Nachdem die zweite Tiefetagenebene ringsum in Beton geschüttet war, wurde in der Mitte eine etwa fünf auf zehn Meter große Aussparung belassen, um das Aushubmaterial der tiefer gelegenen Baustellenbereiche abzufahren. Nach Aushärtung des Betons wurde die bereits bestehende Fläche unterhöhlt und schließlich die nächste Decke gegossen.

„Das Objekt war wegen der Lage und seiner Bauweise eine logistische Herausforderung“, sagt Ingo Lothmann, Geschäftsführer der Betotech Köln, der das Bauvorhaben in Sachen Betonqualität von Anfang an betreut hat. Frank Henning, Geschäftsführer der Heidelberger Beton Rhein-Ruhr GmbH & Co. KG ergänzt: „Eine besondere technische Herausforderung war der selbstverdichtende und hochfeste Beton, der im Sommer bei Temperaturen von 30 Grad Celsius genauso zuverlässig funktionieren musste wie im Winter.“ ceck

frank.henning@heidelbergcement.com
ingo.lothmann@heidelbergcement.com
www.breidenbacherhofcapella.de

Objektsteckbrief

Bauherr: Pearl of Kuwait Real Estate & Co.

Architekt: HPP Hentrich Petschnigg Partner, Düsseldorf

Bauausführung in ARGE : Imtech Deutschland GmbH & Co. KG, Wayss & Freytag Schlüsselfertigbau AG

Betonlieferant: Heidelberger Beton Rhein-Ruhr GmbH & Co. KG

Erbaut: 2006 – 2008

➔ BETONTECHNIK FÜR DAS LUXUSHOTEL

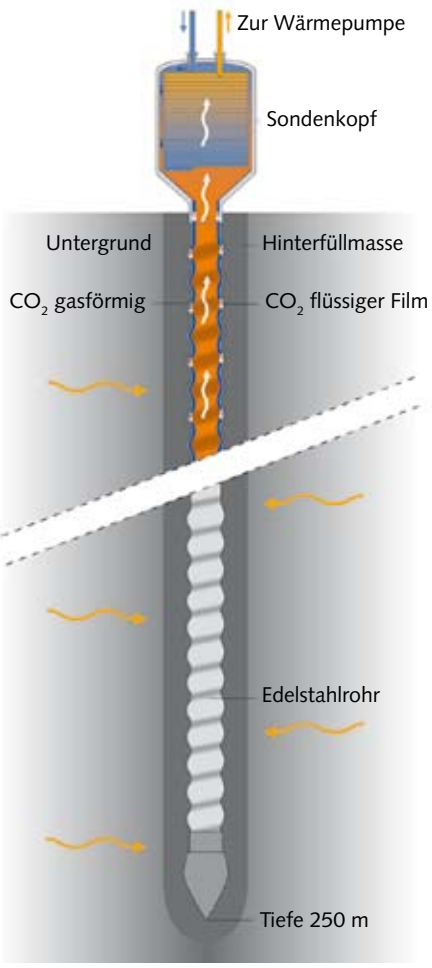
Die Wände der Tiefgeschosse wurden als Weiße Wanne in Heidelberger Permacrete ausgeführt. Für die Stützen der Tiefgeschossdecken wurde ein selbst verdichtender Easycrete SV als hochfester Beton C80/95 gewählt. Wegen des über den Tiefgeschossen liegenden Betondeckels war es nicht möglich, die Stützen von oben zu betonieren und den Beton zu verdichten. Stattdessen musste der hochfeste SVB von unten in die extrem eng bewehrten, einzelnen Stützen gepumpt werden. Die Stützen stehen als Sichtbetonstützen ohne Oberflächenbehandlung in den Tiefgaragengeschossen.

Die Stützen in den Obergeschossen wurden mehrheitlich in hochfestem Beton als Easycrete SF in Festigkeitsklasse C50/60 geliefert. Für die Tiefgaragenrampen wurde ein Steelcrete in der Festigkeit C40/50 verbaut. Die Bodenplatten und Zwischengeschossdecken im Tiefgeschoss wurden als Massenbeton in Einzelabschnitten mit bis zu 700 Kubikmetern Beton pro Abschnitt ausgeführt.

Energie aus dem Erdinneren

Tiefste CO_2-Erdwärmesonde

250 Meter – so weit bohrt sich die weltweit tiefste CO_2-Erdwärmesonde ins Innere des Planeten. Ort des Experiments: Triberg im Schwarzwald. Dort will die EnBW Energie Baden-Württemberg AG herausfinden, wie sich Privathäuser effektiv mit dieser Sonde beheizen lassen.



Erdwärmesonden sind auf dem Vormarsch. Am häufigsten verwendet wird dabei momentan eine Variante aus einem Kunststoffrohr, das mit Sole gefüllt ist, einem Gemisch aus Wasser und Frostschutzmittel. Genau das kann jedoch zum Problem werden – vor allem dort, wo es auf sauberes Grundwasser ankommt. Daher sind solegefüllte Erdsonden in wasserwirtschaftlich sensiblen Gebieten häufig nicht zugelassen. Die saubere Alternative für ebensolche Einsätze sind CO_2-Erdwärmesonden: Sie funktionieren ohne Frostschutzmittel und kommen zudem ohne Umwälzpumpe aus, was den Energieverbrauch deutlich senkt. Das macht sie nicht nur für Gewässerschutzgebiete, sondern auch für den privaten Hausbau attraktiv – in der Stadt wie auf dem Land.

Das Funktionsprinzip dieser Sonden gleicht dem eines langgezogenen Kochtopfs: „Unten kocht es, oben kondensiert der Dampf“, bringt es Professor Horst Kruse vom Forschungszentrum für Kältetechnik und Wärmepumpen in Hannover auf den Punkt. Was da „kocht“, ist Kohlendioxid, das mit einem Druck von vierzig Bar in das Edelstahlrohr gepresst wird, sich verflüssigt und an der Rohrwand nach unten läuft. Auf seinem Weg in die Tiefe nimmt es Wärme auf, bis es bei etwa zehn Grad Celsius verdampft und wieder aufsteigt. Nahe der Oberfläche gibt das Kohlendioxid die aufgenommene Wärme an einen Tauscher ab, kondensiert und rinnt flüssig zurück in die Tiefe, wo der Kreislauf erneut beginnt.

Genau so arbeitet auch die Sonde, die im Schwarzwälder Granit in der Rekordtiefe von 250 Metern die Erdwärme anzapft – ein Pilotprojekt, für das die EnBW unter anderem HeidelbergCement Baustoffe für Geotechnik als Partner gewählt hat. Grund für diese Entscheidung: Der Baustoffhersteller aus Ennigerloh hat mit ThermoCem einen extrem wärmeleitfähigen Spezial-Baustoff für Erdwärmesonden auf dem Markt, mit dem das Bohrloch um die Sonde in Triberg-Nußbach optimal gefüllt wird und der für eine bestmögliche Nutzung der Erdwärme sorgt.

Nach Angaben des Unternehmens erreicht der Fertigbaustoff eine mindestens doppelt so hohe Wärmeleitfähigkeit wie herkömmliche Verfüllbaustoffe. „Damit ist ThermoCem ideal für Erdwärmesonden,

Bei der CO_2-Sonde handelt es sich um ein Einrohrsystem. Das Rohr wird je nach Standort unterschiedlich tief in den Boden eingebaut und mit CO_2 befüllt. Dieses wird mit einem Druck von vierzig Bar in das Edelstahlrohr gepresst, verflüssigt sich und läuft an der Rohrwand nach unten. Auf seinem Weg in die Tiefe nimmt das Gas Wärme auf, bis es bei etwa zehn Grad Celsius verdampft und aufsteigt. Nahe der Oberfläche gibt das CO_2 die Wärme an einen Tauscher ab, kondensiert und rinnt flüssig in die Tiefe, wo der Kreislauf erneut beginnt.

da sich der Bohrlochwiderstand reduziert und somit die Leistung bei gleicher Bohrtiefe deutlich erhöht wird", sagt Christof Pufahl, Bauingenieur bei HeidelbergCement Baustoffe für Geotechnik.

Auch in Bezug auf den Grundwasserschutz ist ThermoCem anderen Lösungen überlegen: Der Baustoff kann im unmittelbaren Fassungsbereich der Brunnen (Wasserschutzzone 1) sowie in den engeren Schutzzonen (Zone 2) eingesetzt werden, da er die Anforderungen der Umweltverträglichkeit aus physikalischer wie auch chemischer Sicht erfüllt. Zudem gewährleistet ThermoCem durch kraftschlüssigen Verbund eine optimale Lage im Bohrloch. Last but not least bietet der Trockenbaustoff einen weiteren Vorteil, wie die Wissenschaftler der am Pilotprojekt beteiligten Universität Karlsruhe und des European Institute for Energy Research zeigen konnten: Dank seiner spezifischen elektrischen Leitfähigkeit garantiert ThermoCem auch einen ausreichenden Korrosionsschutz.

Dr. Wolfram Münch, Leiter des Bereichs Forschung, Entwicklung und Demonstration der EnBW hofft, auf Basis des Pilotprojekts im Schwarzwald die oberflächennahe Geothermie auch dort zu ermöglichen, wo herkömmliche Erdwärmesonden wegen des Grundwasserschutzes nicht eingesetzt werden können. Lohnen würde sich das allemal: Nach Einschätzung des Umweltministeriums Baden-Württemberg gibt es unter etwa zwei Dritteln der Landesfläche oberflächennahe Erdwärmevorkommen – und die lassen sich nun mit CO_2-Erdwärmesonden und ThermoCem umweltfreundlich und ressourcenschonend erschließen. ceck

christoph.pufahl@heidelbergcement.com
www.enbw.com

Fakten zu ThermoCem

Hohe Wärmeleitfähigkeit ≈ 2,0 W/mK
Optimale Verarbeitungseigenschaften
maximal 0,5 mm/m (gemäß DIN 52450)
Geringe Bedarfsmenge (ca. 810 kg/m³)
Reduzierung des Bohrlochwiderstandes

Geliebte Steilwand

Wo es Uferschwalben hinzieht

Uferschwalben lieben kahle Steilhänge. Die frisch abgebrochenen Wände in den Kies- und Sandgruben bieten ihnen exklusive Wohnlagen und sind heiß begehrt. Doch hier soll oft noch weiter abgebaut werden. Damit die Tiere ungestört brüten und die Bagger trotzdem weiterarbeiten können, hat HeidelbergCement ein Monitoring- und Schutzprogramm für die Schwalben in seinen Werken entwickelt.

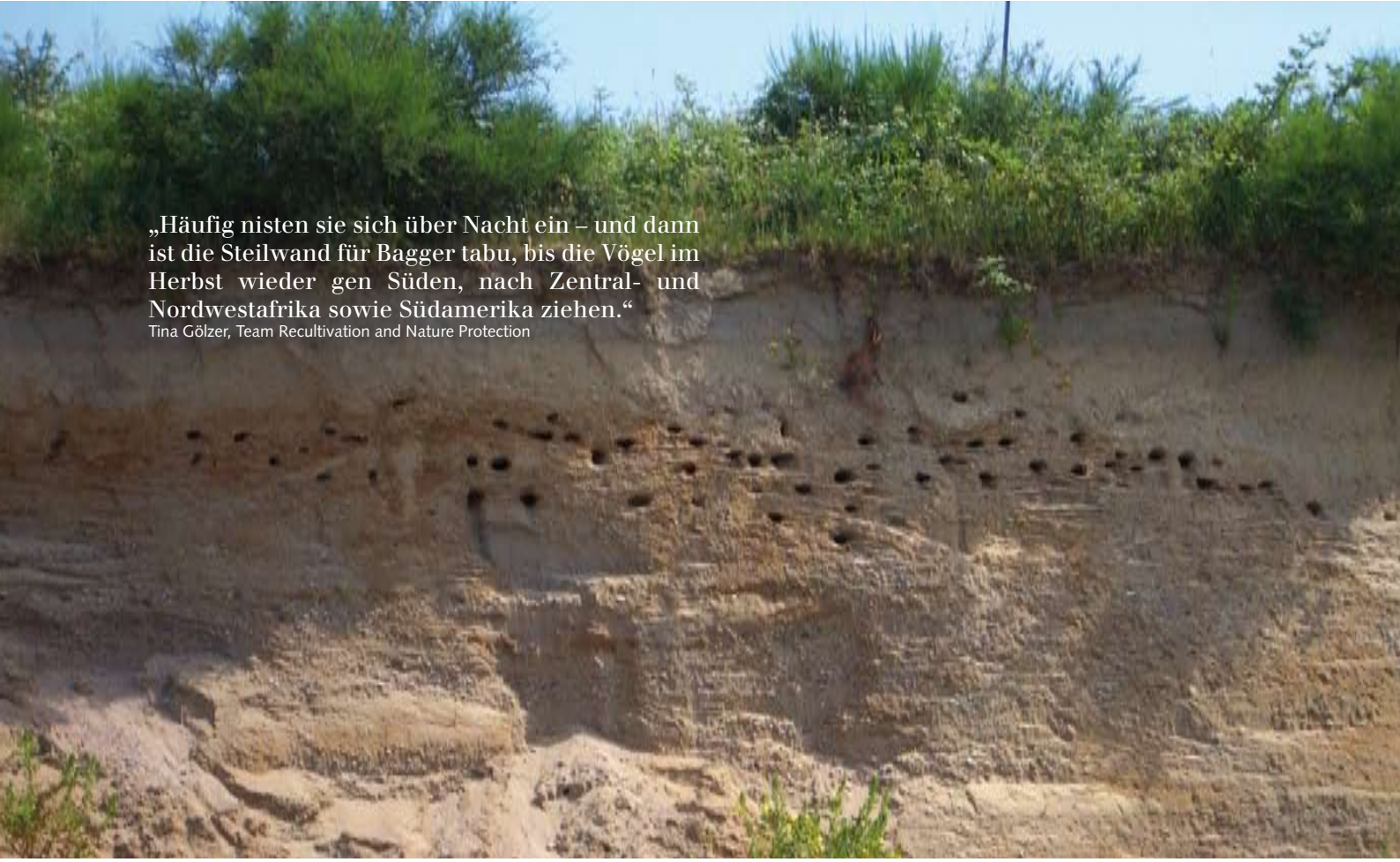
Jetzt sind ihr raues „tschrrip“ und ihr leises raschelndes Gezwitscher wieder zu hören: Die Uferschwalbe nistet von Mai bis August/September in Deutschland. Doch die kleinste europäische Schwalbe hat es schwer, geeignete Plätze zu finden. Ihr ursprünglicher Lebensraum sind steile Sandwände an Meeresküsten und Flussufern – und die gibt es durch den umfangreichen Hochwasserschutz in Deutschland seit den Sechziger- und Siebzigerjahren kaum noch. Und wo keine Nistmöglichkeit, da sind auch keine Uferschwalben mehr. Die Art steht auf der Roten Liste und gilt nach dem Bundesnaturschutzgesetz als besonders geschützt.

Aber die kleinen Vögel sind anpassungsfähig: In den Sand- und Kiesgruben von HeidelbergCement schaffen Baggerschaufeln im Zuge des fortschreitenden Abbaus Steilwände – und somit attraktive Wohnlagen für die Uferschwalben. Über 1,50 Meter hohe Wände aus weichem Sand und ohne Bewuchs sind ideal für die Brutröhren, die häufig bis zu einem Meter lang werden. Deswegen beherbergen die Abbaustätten der Steine-Erden-Industrie mit ihren frischen Steilhängen mittlerweile schon seit einigen Jahren die Brutstätten der Uferschwalbe – und sorgen damit für die Bestandsicherung dieser seltenen Art: Über die Hälfte aller deutschen Uferschwalben brütet hier.

Doch Kiesgewinnung und Brutplatz können sich auch in die Quere kommen. „Die Uferschwalben bevorzugen oft ausgerechnet die frisch gebrochene Steilwand, an der aktuell weiter abgebaut werden soll“, erklärt Tina Gölzer, Team Recultivation and Nature Protection, die zusammen mit ihrem Chef Dr. Michael Rademacher die Tiere beobachtet. „Häufig nisten sie sich über Nacht ein – und dann ist die Steilwand für Bagger tabu, bis die Vögel im Herbst wieder gen Süden, nach Zentral- und Nordwestafrika sowie Südamerika ziehen.“

Steckbrief der Uferschwalbe

Lateinischer Name: Riparia riparia
Kleinste europäische Schwalbe
Koloniebrüter, Zugvogel
In Deutschland von Mai bis August/September
Überwintert von Oktober bis April in Zentralafrika, Nordwestafrika, Südamerika
Alter: 9 bis 10 Jahre
Größe: etwa 12 Zentimeter
Beide Geschlechter sehen gleich aus
Steht auf der Roten Liste



„Häufig nisten sie sich über Nacht ein – und dann ist die Steilwand für Bagger tabu, bis die Vögel im Herbst wieder gen Süden, nach Zentral- und Nordwestafrika sowie Südamerika ziehen."
Tina Gölzer, Team Recultivation and Nature Protection

Um solche Konfliktsituationen im Voraus zu vermeiden, hat HeidelbergCement ein Artenschutzprogramm entwickelt. Martin Wollschläger, Projektingenieur bei der Heidelberger Sand und Kies GmbH und mitverantwortlich für die Umsetzung des Programms, ist begeistert: „Es ist immer wieder spannend, den zukünftigen Gewinnungsbereich im Einklang mit der Natur zu planen, um dann später beobachten zu können, wie die Schwalben die menschlichen Planungen angenommen haben."

Dazu haben Tina Gölzer sowie einzelne Werksleiter im Herbst 2007 die vielen Brutröhren in den deutschen Sand- und Kieswerken von HeidelbergCement erfasst und für jeden Standort in einem Lageplan dargestellt. In den Wintermonaten planen die Werksleiter ihren Abbau für die kommenden Monate. Stehen an einer für Uferschwalben attraktiven oder von ihnen bereits genutzten Steilwand im Frühling oder Sommer Abbauarbeiten an, schaffen die Werke Ausweichquartiere für die Vögel in Form von künstlichen Steilwänden beziehungsweise Bruchkanten. Gleichzeitig flachen sie die zum Abbau bestimmten Bereiche und Quartiere vor der Rückkehr der Vögel ab und machen sie dadurch unattraktiv, da die Uferschwalben vor allem in frisch gebrochenen Wänden brüten.

Alternativ bieten sich alte oder zurzeit unbenutzte Steilhänge an. Diese müssen jedoch von Büschen und Gewächs befreit werden – denn die Uferschwalben mögen nur kahle steile Hänge. Die Werke können aber auch an beruhigter Stelle Halden mit sandig-tonigem Oberbodenmaterial aufschütten, und dann zusätzlich künstlich Steilwände anlegen.

„Wir erfassen nun jährlich die Tiere und kontrollieren die Bruthöhlen, ihre Brutplätze und unsere eingesetzten Maßnahmen, um gegebenenfalls Verbesserungen im kommenden Jahr umzusetzen", berichtet Tina Gölzer über den Stand des Uferschwalbenmonitorings. In zwei Jahren hofft sie, ausreichend Daten gesammelt zu haben, um wissenschaftlich fundierte Aussagen über die Uferschwalben machen zu können. Darüber hinaus plant sie schon für dieses Jahr einige Kooperationen mit Naturschutzverbänden – die Uferschwalbe bekommt also hervorragende Nachbarschaftshilfe in ihrem neuen Heim. ab

tina.goelzer@heidelbergcement.com
www.heidelberger-sandundkies.de
www.nabu.de/m01/m01_05

Strom vom Acker

Walhalla Kalk setzt auf Pflanzenenergie

Kalkstein ist nicht nur ein lupenreines Naturprodukt, er wird bei Walhalla Kalk in Regensburg seit kurzem auch umweltfreundlich verarbeitet. Ein mit Biogas betriebenes Blockheizkraftwerk stellt einen Großteil der Prozesswärme für das Trocknen des Materials zur Verfügung.

Wenn drei an einem Strang ziehen, kommt meist etwas Besonderes heraus. Der Kalkhersteller Walhalla Kalk, eine Tochtergesellschaft von HeidelbergCement in Regensburg, hat gemeinsam mit zwei Unternehmen aus der Region seine Energieversorgung auf ganz neue Beine gestellt. Öko-Beine sozusagen. Bislang betrieb der Kalkhersteller seine Anlage für die Prozesswärme mit Erdgas. Anfang des Jahres haben die Regensburger jedoch auf Biogas umgestellt. Und das durch ein ausgetüfteltes Konzept: Der Spezialist für regenerative Energien, Aufwind Schmack, stellt das Biogas bereit, der regionale Energieversorger REWAG betreibt damit auf dem Gelände von Walhalla Kalk ein Blockheizkraftwerk, Walhalla Kalk bezieht die Abwärme des Kraftwerks als Prozesswärme, und der erzeugte Strom wird in das Netz der Stadt Regensburg eingespeist. Alle drei Unternehmen profitieren, machen wirtschaftlich einen guten Schnitt und schonen mit der Ökotechnik die Umwelt.

„Wir wollten das Konzept schon im Jahr 2000 mit dem Neubau der Mahlanlage für ungebrannte Kalke ausarbeiten, doch war die Technik damals noch nicht soweit“, erklärt der Geschäftsführer von Walhalla Kalk, Johann Spangler. Für gute Ideen braucht es manchmal einen langen Atem. Stolz steht er nun in dem stahlbetongrauen Container vor dem grünen Kraftwerksaggregat. Glänzende Rohrleitungen bringen das Biogas in die Anlage. Unter dröhnendem Gebrumm verbrennt der Gasmotor den Brennstoff. Und das mit überragender Effizienz: Ganze achtzig bis neunzig Prozent der eingesetzten Primärenergie setzt er in Strom und Wärme um. Die Verluste sind gering, das macht den Reiz eines Blockheizkraftwerks aus. Der Gasmotor treibt den Generator an, der als erste Energieform Strom herstellt. Die heißen Brenngase, in denen ein weiterer beträchtlicher Energieanteil steckt, gehen als sogenannte Prozesswärme in die nebenan liegende Mahlanlage. Auch die Abwärme des heißlaufenden Motors wird genutzt und schraubt den Wirkungsgrad noch etwas höher. Das Werk benötigt die Prozesswärme, um den Kalkstein beim Mahlprozess zu trocknen – seine Restfeuchte muss von 3 auf 0,2 Prozent gesenkt werden. Ansonsten würde der zerkleinerte Kalkstein verklumpen und ließe sich nicht mehr zu Kalksteinmehl vermahlen oder auf Korngrößen von unter einem Millimeter sieben.

Blockheizkraftwerk von außen. Erdgas kommt aus Rohrleitungen aus dem Boden vor dem Container, Abwärme aus der Generatorkühlung und der Verbrennung wird über Rohrleitungen auf dem Dach zur Kalksteinmahlanlage geführt.

Blick auf die Biogasanlage: vorn zwei Gasbehälter – die schwarze Kunststoffabdeckung wölbt sich mit der Befüllung nach oben – dahinter abgedeckte Fahrsilos für Maissilage.

Stolz ist Johann Spangler nicht nur auf die Hightech-Anlage. Er freut sich auch über die Wirtschaftlichkeit des Versorgungsprojekts. Denn die ganze Technik kostet ihn keinen Cent und bringt ihn, sollte es einmal klemmen, auch nicht um den Schlaf. Die Anlage – obgleich auf dem Werksgelände aufgebaut – befindet sich unter der Hoheit des kommunalen Versorgers REWAG. Der betreibt sie, liefert an Walhalla Kalk Wärme und speist den entstehenden Strom ins eigene Netz. „Über das Jahr betrachtet, können mit dem Stromanteil 1.500 Familien versorgt werden“, rechnet REWAG-Chef Norbert Breidenbach vor. Das Vertragsmodell nennt sich Wärmecontracting: REWAG garantiert die Bereitstellung der Wärme, Walhalla Kalk sichert die Abnahme für immerhin zwanzig Jahre zu. „Das kommt uns günstiger als die bisherige Eigenversorgung“, berichtet Spangler.

Die Kraft-Wärme-Kopplung, gemeint ist damit die gemeinsame Erzeugung und Nutzung von Strom und Wärme, wird von Umweltschützern vielfach gefordert. Die Technik gilt als besonders klimafreundlich, da damit aus Brennstoffen ein Maximum an Energie herausgeholt wird – bei geringeren Kohlendioxidemissionen. Da das Walhalla-Projekt zusätzlich noch Biogas verwendet, bei dessen Verbrennung nur jenes Kohlendioxid (CO_2) frei wird, das zuvor in Pflanzen gebunden war, profitiert die Umwelt doppelt. Jährlich gelangen so rund 3.600 Tonnen CO_2 weniger in die Atmosphäre als mit dem bisherigen Verfahren, schätzen Fachleute.

Das Biogas für die Anlage erzeugt das Regensburger Unternehmen Aufwind Schmack nur wenige hundert Meter vom Blockheizkraftwerk (BHKW) entfernt. 15.000 Tonnen Energiepflanzen sollen jährlich vergoren werden, um Biogas für das BHKW zu gewinnen. Die Pflanzen selbst, wie Mais, Grassilage, Kleegras und Hirse, kommen von Anbauflächen in der Nachbarschaft. Das Gas erreicht mit einem Methangehalt von rund fünfzig Prozent und weiteren Gasbestandteilen zwar nicht Erdgasqualität mit einem Methangehalt größer achtzig Prozent, es kann jedoch ohne weitere Aufbereitungsschritte direkt in den Gasmotor auf dem Walhalla-Gelände eingespeist werden. Jeder vermiedene Aufbereitungsschritt bedeutet hier einen geringeren Aufwand, niedrigere Kosten und weniger Energieverluste.

130 Jahre fördert Walhalla Kalk in Regensburg schon den Kalkstein. Auf weitere vierzig Jahre schätzt Spangler die Ergiebigkeit des Kalksteinbruchs. Dass seine Idee ein paar Jahre bis zur Umsetzung brauchte, fällt da kaum ins Gewicht. Martin Schäfer

johann.spangler@walhalla-kalk.de
www.walhalla-kalk.de

Deutsche Metropolregionen:
Berlin/Brandenburg | Bremen-Oldenburg | Frankfurt/Rhein-Main | Hamburg | Hannover-Braunschweig-Göttingen
München | Nürnberg | Rhein-Ruhr | Rhein-Neckar | Sachsendreieck | Stuttgart

Die Metropolregion Rhein-Neckar, mit Blick über Heidelberg in Richtung Mannheim.

Hier spielt die Musik

Metropolregionen ziehen an

Metropolregionen sind etwas Besonderes. Denn in diesen stark verdichteten Großstadtgebieten findet sich alles: Firmen- und Regierungssitze ebenso wie kulturelle Highlights und Forschungs- und Wissenseinrichtungen. Das macht sie zu attraktiven Wohngegenden.

Über elf Millionen Einwohner hat die größte der elf europäischen Metropolregionen (EMR) in Deutschland. Kein Wunder, denn zu ihr gehören 13 große Städte im Rheinland – darunter Köln und Düsseldorf, aber auch das Ruhrgebiet mit Dortmund, Essen und Duisburg. Nirgendwo in Deutschland sind die Autobahnabschnitte zwischen so vielen größeren Städten derart kurz wie in dieser 1995 von der Ministerkonferenz für Raumordnung definierten Metropolregion Rhein-Ruhr. Europaweit gesehen landet sie darum nach Moskau, London, Istanbul und der Île-de-France mit Paris auf Platz fünf. In die Riege der ersten zehn schafft es aus Deutschland ansonsten nur noch das Rhein-Main-Gebiet.

Ausschlaggebend ist die Einwohnerzahl dabei nicht, denn seit 2005 gilt jede deutsche Stadt ab 400.000 Einwohnern als Kernstadt einer Metropolregion. Entscheidend ist vielmehr die internationale Konkurrenzfähigkeit, wie zum Beispiel durch wirtschaftliche Stärke oder bedeutende logistische Funktionen. Interessant dabei: Die Grenzen einer Metropolregion machen nicht an den Grenzen der Bundesländer halt. So breitet sich die Metropolregion Hamburg über den Stadtstaat hinweg aus nach Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Mecklenburg-Vorpommern. Und die Metropolregion Rhein-Neckar erstreckt sich über Teile Baden-Württ-

tembergs, Rheinland-Pfalz' und Hessens. Doch diese körperschaftsübergreifenden Metagebilde sind in Europa selten. In England wurden mit den Metropolregionen eher die Grafschaften, in Frankreich die tatsächlichen Regionen nachgebildet.

„In Deutschland ist das polyzentrische Städtesystem historisch bedingt", erklärt Reiner Braun, stellvertretender Geschäftsführer des Wirtschaftsberatungsunternehmens Empirica in Berlin. „Wäre Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg nicht aufgeteilt worden, dann wären wahrscheinlich nur Berlin und das Ruhrgebiet Metropolregionen." Tatsächlich kam es anders: Firmen, sogar ganze Branchen, ließen sich in anderen Orten im Westen nieder. Banken siedelten sich beispielsweise in Frankfurt und Versicherungen in München und Köln an. In der DDR gab es zwar auch Wirtschaftszentren – zum Beispiel in Magdeburg oder Eisenhüttenstadt. Doch durch die Stilllegung von Betrieben nach der Wende und den einsetzenden Strukturwandel haben viele Städte im Osten Einwohner verloren. „Denn die Bevölkerung zieht dorthin, wo es Arbeit gibt", weiß Braun. Das erklärt, warum der Nordosten der Bundesrepublik heute weniger verdichtet ist.

Da die Menschen, die den Arbeitsplätzen hinterherziehen, aber auch leben müssen, baut sich um sie herum die Infrastruktur auf, die notwendig oder erwünscht ist: Supermärkte öffnen, Schulen werden gegründet, Kultureinrichtungen und Universitäten ausgebaut, „denn ihr Wert steigt mit der Zahl der Nutzer", sagt Reiner Braun. So wachsen Städte weiter, bis sie, wie beispielsweise Ludwigshafen, Mannheim und Heidelberg in der Metropolregion Rhein-Neckar, aneinander stoßen. Die Grenzen zwischen den Städten verschwinden dort genauso wie zwischen Stadt und Land. Einige Orte wie beispielsweise Ulm sind sogar mit mehreren Metropolregionen verflochten: Die Stadt liegt ziemlich genau in der Mitte zwischen Stuttgart und Augsburg. Der Vorteil für die Bewohner solcher Regionen ist, dass sie einerseits die Ruhe und Beschaulichkeit des Kleinstadt-, Dorf- oder sogar Landlebens genießen können – unverbrauchte Natur, kein Verkehrslärm, niedrige Wohnpreise. Andererseits sind sie in sehr kurzer Zeit in der nächsten großen Stadt, weil die Verkehrsanbindungen hervorragend sind. So profitieren sie gleichzeitig auch von allen kulturellen Angeboten der Metropole sowie den dortigen Einkaufsmöglichkeiten. Bettina Blaß

➔ AUFSTIEG IN DIE CHAMPIONS LEAGUE

Professor Dr. Claus E. Heinrich ist Vorstandsmitglied der SAP AG und Gründungsmitglied sowie Vorsitzender des Vorstandes der Initiative Zukunft Metropolregion Rhein-Neckar e.V. (ZMRN). context sprach mit ihm über sein Engagement für die Metropolregion Rhein-Neckar.

➔ Warum engagieren Sie sich für die Initiative Zukunft Metropolregion Rhein-Neckar e.V.?
Ich lebe hier seit über dreißig Jahren und verdanke dieser Region sehr viel. Darum war und ist es mir ein persönliches Anliegen, etwas zurückzugeben.

➔ Welche Herausforderungen gab es zu Beginn der Metropolregion Rhein-Neckar?
Wir sind eine starke Region, die aber außerhalb der eigenen Grenzen kaum wahrgenommen wurde. Daher mussten zunächst Netzwerke geschaffen werden, die alle Anstrengungen bündeln.

➔ Was ist das Besondere an der Metropolregion Rhein-Neckar?
Wir haben hier einen starken Wirtschaftsstandort in einer zentralen Lage. Dazu kommt eine Universitäts- und Forschungslandschaft, die auch internationalen Vergleichen standhält. Und all dies finden Sie eingebettet in eine Region, die von Naturparks über Weltkulturerbestätten bis hin zu Spitzensportereignissen alles bereithält, was das Leben lebenswert macht.

➔ Warum setzen Sie sich so sehr für die Wissenschaft in der Region ein?
Wenn wir in der „Champions League" der Regionen mitspielen wollen, müssen wir in den zukunftsentscheidenden Bereichen Spitze sein und Ideen zu Innovationen entwickeln. Mit dem Wissenschaftsbeirat haben wir ein Gremium geschaffen, das hierfür die Weichen gestellt und mit den Themen „Organische Elektronik" und „Molekulare & Zellbasierte Medizin" gleich zwei Cluster in die Finalrunde des mit 200 Millionen Euro dotierten Spitzencluster-Wettbewerbs des Bundesforschungsministeriums gebracht hat.

➔ Was schätzen Sie als Wahl-Heidelberger am meisten an Ihrer Heimat?
Am besten gefällt mir hier die Lebensfreude und Offenheit der Menschen. Diese drückt sich in einem sehr vielfältigen kulturellen Leben aus. Und als begeisterter Sportler finde ich hier unzählige Möglichkeiten, mich sportlich zu betätigen oder auch Spitzensport „live" zu erleben.

➔
www.deutsche-metropolregionen.org
www.rhein-neckar-dreieck.de
www.eurometrex.org

Wie früher auf dem Dorf

Mehrgenerationenhaus

Früher traf man sich unter der Linde in der Dorfmitte. Heute sind die alten Dorfplätze zwar verwaist, doch es entstehen neue Treffpunkte für Jung und Alt, im Dorf wie in der Stadt: Gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend entstehen Mehrgenerationenhäuser – und mit ihnen nachbarschaftliche Netzwerke.

Die Kinder spielen auf dem Wasserspielplatz, während ihre Eltern im Bistro in der Sonne einen Cappuccino genießen, sich mit der alten Dame aus der Nachbarschaft unterhalten und auf den gemeinsamen Yogakurs warten. So ähnlich könnte es bald aussehen, in und um das neue Mehrgenerationenhaus im Quartier am Turm in Heidelberg. „Mehrgenerationenhaus" steht in diesem vom Bundesministerium geförderten Projekt nicht für eine Wohngemeinschaft, sondern für einen gemeinsamen Treffpunkt, ein Bürgerhaus für Alt und Jung. Andreas Epple, Geschäftsführer der E & K Unternehmensgruppe und mit der E & K Quartier am Turm GmbH Investor des Projekts, erklärt: „Hier entstehen bis 2009 auf einem Gebiet von sechs Hektar 550 Wohneinheiten. 1.800 Menschen werden hier wohnen, zum Großteil junge Familien, Singles und Paare, aber auch betreute Ältere. Dabei gibt es nur eine Schwierigkeit: Sie alle sind hier noch nicht verwurzelt, kennen sich nicht." Für Epple war daher klar, es braucht ein Zentrum, eine Anlaufstelle. Mit seiner Idee wandte sich der Kunde von HeidelbergCement an den Sozialbürgermeister von Heidelberg, Dr. Joachim Gerner, und an die Diakonischen Hausgemeinschaften e.V., die bereits Erfahrung mit Nachbarschaftszentren haben. Ihr Leiter Ingo Franz war beeindruckt: „Wir hatten vorher noch nicht erlebt, dass ein Unternehmer sich so für Sozialraum engagiert wie Herr Epple."

Noch sind die Räumlichkeiten nicht fertig, aber die Förderung des Bundesministeriums ist ihnen schon sicher. Das Projekt ist als Leuchtturmhaus für den Bereich „Zusammenwirken von Hauptamtlichen und Freiwilligen" ausgezeichnet worden und Vorbild für andere Mehrgenerationenhäuser. Für Andreas Epple und Ingo Franz war der Netzwerkcharakter des Programms entscheidend. „Wir wollen einen Ort schaffen, wo man den informellen Austausch kultivieren kann", betont Franz. „Das Mehrgenerationenhaus basiert nicht nur auf Hilfe, sondern auch und vor allem auf einem gepflegten Beziehungsnetz, dem Miteinander der Menschen – zum Beispiel beim Feiern." Um so unterschiedliche Zielgruppen zusammenzuführen, sei jedoch eine gute Regie und Steuerung nötig. Daher hoffen Initiatoren, dass die Stadt Heidelberg im Rahmen eines Joint Ventures das Projekt mit einer Stelle finanziell unterstützt, während die Diakonischen Hausgemeinschaften das Know-how liefern und der Investor die Räumlichkeiten zur Verfügung stellt.

Ein isoliertes Projekt ist das Mehrgenerationenhaus dabei nicht. Epple betont: „Unser Mehrgenerationenhaus will Initiativen, die es schon gibt, einbinden. Dazu haben wir einen Runden Tisch initiiert, an dem der Stadtteilverein, das Diakonische Werk, die Caritas, der Sportverein TSG Rohrbach, der Bethanien-Lindenhof – eine Einrichtung zum betreuten Wohnen Älterer – der Quartiersverein, die Stadt Heidelberg und wir als Entwickler zusammensitzen. Wir wollen die Aktivitäten, die um das Quartier herum angeboten werden, vermitteln. Gleichzeitig wollen wir das Quartier mit der weiteren Nachbarschaft verknüpfen und laden zum Beispiel Vereine in unsere Räumlichkeiten ein." Etwa 120 Quadratmeter sind dafür eingeplant. Hinzu kommt ein großer Platz vor dem Gebäude, der vom Bistro des Nachbarschaftszentrums bewirtschaftet werden soll. An ihn wird sich ein Wasserspielplatz anschließen. Raum genug also für das Knüpfen erster Kontakte – und die spätere Pflege der neuen Bande. ab

andreas.epple@ek-immobilien.de

www.mehrgenerationenhaeuser.de

Unter dem Motto „Transit Transport Mobilität – Vorausdenken, um voranzukommen“ beschäftigt sich das diesjährige Heidelberger Bauforum mit der aktuellen Lage im Verkehrswesen und möglichen Lösungsansätzen.

Tipps und Termine:

Welttreffen der Kinderspielstädte

13. – 15. August 2008 im FEZ (Kinder-, Jugend- und Familienzentrum) in Berlin

Das Deutsche Kinderhilfswerk veranstaltet das erste Welttreffen der Kinderspielstädte und bietet ein internationales Diskussionsforum mit aktuellen Fragen zum Thema. Bezug zur Praxis erhält das Treffen durch die parallel stattfindende Kinderspielstadt „FEZitty“. Sie ist mit allen wichtigen Einrichtungen und Strukturen einer echten Stadt ausgestattet und soll den teilnehmenden Kindern beim Begreifen von Demokratie helfen.

Anmeldung bis zum 01. Juli 2008 per Fax an 030 / 279 56 34 oder per Post an:
Deutsches Kinderhilfswerk
Leipziger Straße 116 – 118
10117 Berlin

Weitere Informationen unter
➔ **www.dkhw.de**

7. Heidelberger Bauforum

18. September 2008 in Heidelberg/Leimen

Mit den steigenden Bevölkerungszahlen stellt sich auch die Frage nach der Bewältigung des damit verbundenen kontinuierlich wachsenden Verkehrs. Hinzu kommen der begrenzte Vorrat und die wachsenden Preise der fossilen Brennstoffe, die für den Transport nötig sind. Unter dem Motto „Transit Transport Mobilität – Vorausdenken, um voranzukommen“ beschäftigt sich das diesjährige Heidelberger Bauforum mit der aktuellen Lage im Verkehrswesen und möglichen Lösungsansätzen.
Für am Vorabend Anreisende wird eine Einladung zum Abendessen im Heidelberger NH-Hotel erfolgen, wo alle Teilnehmer die Möglichkeit bekommen, Gedanken zum Programm auszutauschen – schließlich ist auch geistige Mobilität notwendig, um den Verkehr der Zukunft zu bewältigen.

Weitere Informationen bei
susana.davila-gomez@heidelbergcement.com
Telefon: 06221/ 481 9508
oder unter
➔ **www.heidelberger-bauforum.de**

8. Internationale Estrich-Parkett-Messe 2008

19. – 21. Juni 2008 in Feuchtwangen

Zum achten Mal findet auf dem Gelände der Bayerischen BauAkademie in Feuchtwangen die Estrich-Parkett-Messe (EPM) statt, die zugleich internationale Fachmesse und wichtige Kontaktbörse ist. Auf einer über 50.000 Quadratmeter großen Ausstellungsfläche wird ein Kommunikations- und Informationsforum für Besucher und die über 150 Aussteller geboten. Neben dem fachlichen Rahmenprogramm wie Produktvorführungen und Fachvorträgen zu aktuellen Themen, liegt der Schwerpunkt der Messe auf der praktischen Umsetzung. Auf Frei- und Übungsflächen findet man alles, was man in der Praxis wirklich braucht: von großen Maschinen bis hin zum kleinen Gebrauchstool, von der Untergrundvorbereitung bis hin zum letzten Finish. In diesem Jahr kommt – ganz neu – auch ein EDV-Forum dazu.

Weitere Informationen bei
oliver.hopp@heidelbergcement.com
Telefon: 06221/ 481 9515
oder unter
➔ **www.estrichparkettmesse.de**

Pole-Position für die schnellen Drei
Wir freuen uns, Sie vom 19. bis 21. Juni dieses Jahres am Gemeinschaftsstand der InteressenGemeinschaft Mörtel (IGM) und Heidelberger Beton begrüßen zu können. Unter dem Motto „Pole-Position für die schnellen Drei“ stellen wir Ihnen mit CemFlow, Anhyment und Poriment drei schnelle Produkte aus dem Fahrmischer vor. Schnelligkeit ist auch unser Thema für den Messestand. Lassen Sie sich überraschen und testen Sie Ihr Können und Ihr Geschick auf unserer Rennstrecke, live!

Impressum

Herausgeberin: Christiane Bohlmann, HeidelbergCement AG, Marketing Deutschland, Berliner Straße 6, 69120 Heidelberg, Internet: www.heidelbergcement.de
Chefredaktion und Kontakt: Conny Eck (ceck), Produkt- und Marken-PR, Telefon: +49 (0) 62 21/ 4 81-94 87, Fax: +49 (0) 62 21/4 81-95 40, E-Mail: conny.eck@heidelbergcement.com
Bildredaktion: Steffen Fuchs, E-Mail: steffen.fuchs@heidelbergcement.com
Technische Beratung, Grafik: Friedrich Becht, E-Mail: friedrich.becht@heidelbergcement.com
Redaktion, Gestaltung, Produktion, Projektleitung: Konradin Relations GmbH, Leinfelden-Echterdingen, Internet: www.konradin-relations.de; Anke Biester (ab), E-Mail: anke.biester@konradin.de; Annette Höß, E-Mail: annette.hoess@konradin.de; Jennifer Bühling, E-Mail: jennifer.buehling@konradin.de
Druck: abcdruck GmbH, Heidelberg, Internet: www.abcdruck.de **Bildnachweis:** plainpicture/fStop: Titel, 7; HeidelbergCement (Steffen Fuchs): 3, 4/5, 6 o.l., 6 o.r., 15 o., 16, 17, 18 o., 19, 20, 21, 24 o., 25, 27 r., 28, 29, 34, 35, 39; Dr. Michael Rademacher: 6 u.l., 33; Lossen Fotografie Heidelberg: 6 u.r., 36; © Jasper Juinen / epa / Corbis: 8; panthermedia.de: 9 o.; Anke Biester: 9 u.; photocase.com/lundverlag: 10 g.o.; photocase.com/alf.lohmann: 10 o.; photocase.com/kallejipp©photocase.de: 10 u.; © Roy McMahon / Corbis.: 10 g.u.; Jörg Kubitza: 11; Universitätsstadt Tübingen: 12; Stadt Freiburg im Breisgau: 13; Rob `t Hart Fotografie, Rotterdam: 14; Dietmar Tollerian: 15 u.; Marcus Bredt, Berlin: 18 u.; Höhne Architekten BDA: 22, 23; paul ingenbleek architekten: 24 u.; Behnisch Architekten: 26, 27 l.; Enbw: 30, 31; VISUM Foto GmbH: 32;

Beirat: Friedrich Becht, Eckhard Bohlmann, Stephanie Brinkmann, Dr. Klaus Felsch, Lutz Heckel, Andreas Heming, Christian Landes, Günter Leitow, Elke Schönig, Gerhard Seitz

Auflage und Erscheinungsweise: 9.000 Exemplare; vier Ausgaben pro Jahr. Alle Rechte vorbehalten. Reproduktion nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers und der Redaktion. Für unverlangt eingesandtes Material übernimmt die Redaktion keine Gewähr.

Die nächste Ausgabe erscheint im September 2008.

Heidelberger Sand und Kies – ein starker Verbund

Heidelberger Sand und Kies steht für nachhaltige Produktion, höchste Qualität und langjährige Partnerschaft mit Kunden. Unter dem Dach von HeidelbergCement, mit 70.000 Mitarbeitern einer der größten Baustoffhersteller der Welt, operieren starke regionale Marken gemeinsam. Das Ziel: herausragende Produktqualität, die Nähe zum Kunden und eine zuverlässige, effiziente Logistik – ob Sand, Kies, Straßenbaustoffe, Splitte oder Schotter.

Im Einklang mit der Natur

Erfolg kann auf Dauer jedoch nur im Einklang mit der Natur gesichert werden. Deshalb haben umweltschonende Abbauverfahren und umfangreiche Renaturierungs- und Rekultivierungsmaßnahmen bei Heidelberger Sand und Kies höchste Priorität. So entstehen zahlreiche wertvolle Lebensräume für gefährdete Tiere und Pflanzen.

www.heidelberger-sandundkies.com

HEIDELBERGER SAND UND KIES
HEIDELBERGCEMENT Group